



Pietà. Marmorgruppe von Giovanni Duprè. — Der barmherzige Samariter. Gruppe von Karl Kundmann.

G e s c h i c h t e.

Historisch-politische Umschau. 1. Juli. — **Rußland und die Türkei.** Wenn wir, die großen Verhältnisse der Staatenwelt überschauend, den Blick ostwärts auf das slawische Weltreich richten, so pflegen wir zunächst nach seinen Beziehungen zu Preußen, Oesterreich und der Türkei und nach seinen Verbindungen mit den außerhalb seiner Grenzen wohnenden slawischen Stämmen zu fragen. Mancherlei kleine Dinge haben sich natürlich auch in dieser Beziehung zugetragen, seitdem diese Umschau zum letzten Male bei Rußland verweifte; verändert hat sich im Wesen der Sache nichts. Was ins Besondere das Verhältniß zwischen Rußland und Preußen betrifft, so ist es allerdings von einigen Seiten sehr bemerkt worden, daß der König von Preußen, als er dem Kaiser von Rußland, welcher kurz zuvor in Berlin war, einen Gegenbesuch in Bad Ems machte, sich von Graf Bismarck begleiten ließ. Gewiß kann man darin ein Zeichen erblicken, daß die guten Beziehungen zwischen Rußland und Preußen nicht bloß in der Verwandtschaft und Freundschaft der Regentenhäuser wurzeln. Auch die großen Staatsinteressen sucht man zu einem einigenden Bande zu verschlingen. Einstweilen gibt das Bewußtsein, sich nahe zu stehen, jedem Theile einen kräftigenden Stützpunkt in seiner Politik, und läßt anderwärts nicht wohl die Neigung aufkommen, an dem gegebenen staatlichen Zustand in Europa mit Gewalt zu rütteln, ein Ziel, wofür die österreichisch-französischen Beziehungen vom entgegengesetzten Standpunkt aus in gleicher Weise wirken. Weiter reicht die Tragweite dieser gegenseitigen Verbindungen vorläufig wahrscheinlich nicht. An dem Tage aber, wo ein Theil des europäischen Gebäudes ohne einen gewaltsamen Stoß von Außen in sich selbst zusammenbrechen würde, und in die Lücke einzutreten wäre, oder an dem Tage, wo der Widerstreit der internationalen Interessen, staatlicher und

nationaler Ehrgeiz oder innere Gährungen über den gegebenen Zustand hinaus und zum Kriege drängen würden, wird Rußland wie Preußen mit Sicherheit auf eine gemeinsame Aktion rechnen. Jeder Theil wird sich alsdann natürlich nicht nur in seinem Besitze und in seinen Grenzen zu schützen, sondern auch die ferneren Ziele seiner Politik mit Hülfe des andern zu erreichen suchen. Möglich, aber nicht wahrscheinlich ist es, daß die russisch-preussischen Beziehungen schon jetzt zu einem förmlichen Bündniß geführt haben; möglich, aber noch weniger wahrscheinlich (weil nicht leicht möglich) ist es, daß es dabei auch zu einer Auseinandersetzung über die im Kriegsfall zu verfolgenden ferneren Ziele der königlich preussischen und der kaiserlich russischen Politik über ihre gegenseitige Befriedigung und gegenseitige Beschränkung gekommen ist. Wenn aber, wie wir vermuthen, die preussisch-russische Freundschaft in den vergangenen Jahren nicht zu diesen Konsequenzen gekommen ist, so liegt jeden Falls in dem Erscheinen des Grafen Bismarck zu Ems kein Grund zu der Annahme, daß dieselbe jetzt ein solches Gepräge erhalten hat. Graf Bismarck weilte noch in Warzin, als der Kaiser von Rußland über Berlin nach Ems ging, und scheint es damals aus Gesundheitsrücksichten nicht haben verlassen zu können. Dies konnte falsch gedeutet werden, und mag, ungezwungen, als äußere Veranlassung dafür gelten, daß der Bundeskanzler seinen König nach Ems begleitete. Es ist ein Schritt, dem eine politische Bedeutung allerdings zukommt, aber nur in dem Sinne, als er Zeugniß ablegt, daß die Fortdauer des bisherigen Verhältnisses zwischen der slawischen und der deutschen Nordmacht allen Ernstes gepflegt wird, nicht in dem Sinne, daß dasselbe einen veränderten, beunruhigenden, andere Mächte reizenden Charakter angenommen habe.

Während Rußland keine Veranlassung zu

einer großen Aktion nach Außen geboten wird, und es auch seinerseits eine solche noch eher zu vermeiden als herbeizuführen scheint, schreitet die Entwicklung des Eisenbahnsystems und eine wenig bemerkte tatsächliche Umgestaltung des Heerwesens in einer Weise fort, daß großartige Folgen davon zu Tage treten werden, wenn Rußland später einmal auf einem europäischen Kriegstheater mit Anspannung aller seiner Kräfte auftreten wird. Die Eisenbahnen sind in allen großen Staaten nicht bloß volkswirtschaftliche Instrumente, sondern auch Machtmittel. In dem russischen Reiche mit dem traditionellen Hinderniß seiner Entfernungen ist dies doppelt und dreifach der Fall. Neue wichtige Bahnen werden im Anschluß an die im Bau begriffenen oder beschlossenen projektiert. Diese Blätter haben z. B. eben erst (S. 55) die Leser auf die Eisenbahn aufmerksam gemacht, welche in einer Länge von 30 Meilen (im Anschluß an die Moskau-Nischnibahn) von Nischni-Novgorod aus über den Ural nach Sibirien geführt werden soll. Es ist eine Bahn, welche zwei der größten Stapelplätze des Völkerverkehrs, Nischni-Novgorod und Irbit, und ihre großartigen Messen verbinden und deshalb auch ohne Staatsunterstützung gebaut werden wird. Was die Heeresmacht betrifft, welche für die Stunde einer großen Entscheidung verfügbar gemacht wird, so hat man es nicht mit einer neuen gesetzlichen Heeresorganisation zu thun, welche, laut verkündet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, sondern mit tatsächlichen Veränderungen, welche zwar schon seit einigen Jahren eingetreten, aber erst in der neuesten Zeit genauer beachtet sind. Früher wurde der ausgehobene Soldat regelmäßig während der ganzen gesetzlichen Dienstzeit, d. i. während 20 Jahren bei der Fahne gehalten; der Rekrut schied fast für immer aus dem bürgerlichen Leben. Dagegen ward die Rekrutierung, welche gewöhnlich in der Aushebung von 4—5 Mann auf das Tausend männlicher Bevölkerung bestand, nicht jährlich, sondern nur so oft vorgenommen, als es zur Vervollständigung der aktiven Armee nöthig war. Jetzt wird die Aushebung häufiger vorgenommen, der Rekrut dagegen gewöhnlich nur 7—8 Jahre im aktiven Dienst behalten und dann auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Natürlich kann der Beurlaubte zu jeder Zeit wieder einberufen werden. Tatsächlich wird es nur geschehen, wenn ein Krieg ausbricht, und im andern Falle der Urlaub bis zum Ablauf der Dienstzeit fort-dauern. Auf diese Weise erhält man das aktive

Heer in seiner bisherigen Stärke, man macht auch nicht, wie gegenwärtig in Oesterreich, das etwas bedenkliche Experiment, die Dienstzeit tatsächlich auf einen ganz kurzen Zeitraum zu reduciren, vielmehr besteht das russische Heer nach westeuropäischen Begriffen noch immer aus alten, ungewöhnlich lange dienenden Soldaten; aber man schafft sich ganz von selbst, was man früher nicht hatte, eine überaus zahlreiche Reserve von ausgedienten Soldaten. Es ward früher schon bemerkt, daß die Reserve vom Jahre 1865 bis zum Schlusse des letzten Jahres von 190,000 auf mehr als 500,000 Mann angewachsen ist. Aber während der nächsten 6 Jahre wird sie jährlich noch bedeutend wachsen, wenn wir recht unterrichtet sind, um etwa 50—60,000 Mann.

Diese Thatfachen und diese Zahlen bleiben bestehen, trotz dem General Fadjjeff, welcher in seiner neuesten Schrift eine bedenkliche Abschwächung des russischen Heeres gegen früher nachzuweisen sucht. Seine Argumente wurzeln in einer nicht zulässigen Vergleichung eines außergewöhnlichen und des normalen Heeresstandes. Die während des Krimkrieges allmählig sehr vermehrten Formationen des aktiven Heeres werden mit den späteren normalen der Friedenszeit verglichen und überdies die in großen Verhältnissen anwachsenden Reserven nicht berücksichtigt. Seine militärische Publicistik ist ganz im Dienste der politischen Idee, welcher er mit Leidenschaft huldigt. Er sieht in einem herauswachsenden großen deutschen Nationalstaat ernste Gefahren für Rußlands Zukunft, wenn dieses nicht zuvorkommend die panslawistische Idee mit Geschick und Energie ausbeutet. Er treibt deshalb unaufhörlich zu einem Vernichtungskriege gegen Oesterreich, welches er zufolge seines Völkergemisches und der darin entstandenen Gährung als dem Untergange geweiht ansieht. Ein so geartetes publicistisches Auftreten von Seiten eines Mannes in hoher einflußreicher militärischer Stellung — Manche sehen in ihm den Nachfolger des jetzigen Kriegsministers, den er zu verdrängen strebe — mußte natürlich befremden. Der General ist bekanntlich eben jetzt „krankheitshalber“ entlassen worden, wie es scheint, ohne sein Ansuchen, wenigstens ist davon nichts erwähnt. Von einigen Seiten wird darin eine Oesterreich gegebene Genugthuung gesehen.

Abgesehen von dem Heer- und dem Eisenbahnwesen sind es vor Allem zwei große Fragen, worüber man sich Rechenschaft zu geben hat, wenn man von Zeit zu Zeit die fortchrei-

tende Entwicklung Rußlands prüft. Diese Fragen betreffen die von der vorherrschenden politischen Richtung getragene Russifizierung, und die Abwicklung der mit der Aufhebung der Leibeigenschaft begonnenen großen Agrar- und Socialreform, sowie deren Folgen. Diese Reform trat zuerst fast in Gestalt einer von oben geleiteten Umwälzung ins Leben. Wenn sie durch ihre Folgen das Reich an einen Abgrund führen oder gar in einen solchen stürzen sollte, so wird wenigstens der Grund nicht in jener verderblichen Halbheit gesucht werden können, womit anderwärts so oft große Unternehmungen angefaßt und verdorben worden sind, sondern weit eher darin, daß man in manchen Stücken zu radikal verfuhr. Das Gesetz schuf allerdings rücksichtlich der Rechtsverhältnisse an Grund und Boden einige Uebergangsstufen; aber es begleitete auch die Erhebung der vielen Millionen Unfreier und persönlich freier Menschen mit einer Kreis- und Gemeindeordnung, welche jeden Einfluß der früheren Herrschaft ausschloß und dem Gemeinwesen der unabhängig gestellten Bauern sofort das größte Maß der Selbstbestimmung verlieh. Daneben ward die Trennung der Verwaltung von der Justiz in völliger Folgerichtigkeit durchgeführt und ein Theil der Justiz in die Hände der Bauerngemeinden gelegt, ja denselben ein überwiegender Einfluß auf die Kreis- und Gouvernementsverwaltung eingeräumt. Was die den Bauerngemeinden zustehende Justiz betrifft, so kommt nicht allein die Strafswalt des von der Gemeinde gewählten Dorfsrichters und Polizeiherrn, des Starosten, in Betracht, welcher Geldstrafen bis zu einem Rubel und Zwangsarbeit bis zu zwei Tagen erkennen darf. Wichtiger ist, daß immer mehrere Gemeinden zu einem Bezirk (Wolosz) vereinigt wurden, welcher über der Gemeinde die unterste politische, verwaltende und rechtsprechende Einheit bildet. Die aus den Gemeindeabgeordneten bestehende Woloszversammlung wählt jährlich die Mitglieder des Woloszgerichts, welches für alle Rechtsstreitigkeiten zuständig ist, deren Gegenstand den Werth von 100 Rubeln nicht erreicht. Und was den höheren Grad der Verwaltung betrifft, so senden die Woloste ihre Vertreter in die Gouvernements- und Kreislandesversammlungen, in welchen sie sogar häufig die Majorität bilden. Wer die Tragweite von alle dem ermeßen will, hat sich die in Jahrhunderte langer Unfreiheit fest gewordenen Gewohnheiten des russischen Bauernstandes, seinen sittlichen und geistigen Zustand

zu vergegenwärtigen. Aber nicht dies allein. Man erwäge, daß nach dem Emancipationsgesetz der einzelne Bauer wohl sein Gehöfte nebst Gärten zu persönlichem Eigenthum erwerben kann, daß aber im Uebrigen der Gemeindegemeinismus mit seinen periodisch wiederkehrenden Landvertheilungen an die einzelnen Gemeindeglieder fortbauert. Die Gemeinde ist es, welche von dem Grundbesitz, den der bisherige Herr der Leibeigenen diesen zeither zur Benutzung überließ, den durch das Gesetz näher bestimmten Theil erwirbt, sei es eigenthümlich, unter Beihülfe des Staates zur Aufbringung der Ablösungssumme, sei es zur Nutznießung entweder gegen fortzuleistende bestimmte geregelte Dienste oder gegen Zahlung einer Art von Pachtgeld (Obrok). Die Gemeinde ist es, welche nach wie vor im Ganzen nicht nur dem bisherigen Herrn, sondern auch dem Staate rücksichtlich aller Obliegenheiten der Einzelnen unmittelbar verpflichtet ist. Nach wie vor haftet daher auch der Fleißige mit für den Faulenzler, der Sparsame für den Verschwenker, der Mäßige für den Trunkenbold, der vorwärts Kommende für den Herabgekommenen. Mit dem Gemeindegemeinismus war schon vor Aufhebung der Leibeigenschaft rücksichtlich alles Oekonomischen — Art der Wirthschaft, Anfang der Ackerbestellung, Beginn der Ernte etc. — eine alle Freiheit des Einzelnen aufhebende Gemeindegewalt verbunden. Diese ist geblieben und hat sich nun mit alle den administrativen, politischen, justizmäßigen und ökonomischen Rechten und Pflichten verbunden, welche aus den eben kurz angedeuteten Umgestaltungen abzuleiten sind. — Von oben waltet die unbeschränkte kaiserliche Gewalt und das Tschimwesen über das weite Reich, dazwischen aber steht eine fast gar nicht gesetzlich geregelte, wahrhaft monströse Gemeindegewalt über dem Muschik. Dieser ist des äußeren Zwanges seitens des früheren Herrn ledig, welcher größtentheils sein gesamntes Thun und Lassen bestimmte. Er ist dagegen rücksichtlich gar vieler Dinge nunmehr auf sich selbst verwiesen, die ihm früher keine Sorge machten. Brennholz und Bauholz für sein Gehöfte soll er sich nunmehr kaufen. Seine Wirthschaft ist nicht mehr durch die Benutzung großer Weiden erleichtert, er ist meistens auf das verwiesen, was er aus seinem Landtheil nehmen kann. Allerdings ist er nicht mehr der Willkür des Herrn unterthan, er braucht ihm nicht den größten Theil seiner Zeit und seiner Arbeit zu opfern. Alles kommt nun darauf an, ob und wie er diese

Freiheit, diese ihm zuwachsende Zeit benützt. Verwerthet er sie gut, so wird seine Lage auch ökonomisch eine weit bessere als früher; verwerthet er sie gar nicht oder schlecht, so ist er weit übler daran als früher, nicht bloß er selbst, sondern auch die Gemeinde und der frühere Herr und Jeder, der etwas besitzt und dem nun statt der arbeitenden Hände, die er braucht, die er sucht und nicht findet, überall Diebesfinger entgegentreten.

Soll der russische Bauer in der begonnenen agrarischen und socialen Revolution seine Aufgabe erfüllen, so ist es unerläßlich, daß sich in ihm eine gewisse Summe von geistiger und sittlicher Triebkraft erzeugt, welche den wegfallenden äußeren Zwang ersetzt. Die besten Zeugnisse bestätigen, daß man durchschnittlich den russischen Bauer noch nicht auf diesem besseren Wege, vielmehr auf dem Wege trägen Beharrens, des sorglosen und gedankenlosen Dahinlebens, dem Trunke und diebischen Gewohnheiten sich zuneigend, sieht. Daher die in Folge der Bauernemancipation*) entstandenen bedenklichen Zustände, von welchen schon früher die Rede war (Vd. V, S. 282). Die agrarischen Zustände bilden die breite, fast allein bestimmende Grundlage des russischen Reiches. Daß der russische Bauer nach der langen Periode der Knechtschaft nicht ohne Weiteres den rechten Gebrauch der Freiheit findet, darf nicht verwundern; man wird bei einem so großen und so radikal durchgeführten Werke, wie die Bauernemancipation ist, bedenkliche Uebergangszustände immer mit in den Kauf nehmen müssen. Es scheint andrerseits gewiß, daß eine Reihe damit verbundener Maßregeln nicht glücklich kombinirt sind, um die Masse der früheren Leibeignen allmählig auf den richtigen Weg zu führen und sie den rechten Gebrauch der Freiheit zu lehren. Einzelne Reformen, vielleicht hier und da Abänderungen, die formell als Rückschritte erscheinen, werden unerläßlich sein. Es steht Großes dabei auf dem Spiele, daß mit Weisheit an der Beseitigung der neu entstandenen Schwierigkeiten gearbeitet wird, welche vielleicht ein schwereres Werk zu thun geben, als das Zerbrechen des Joches der Unfreiheit selbst war. Würde der russische Bauernstand nicht allmählig aus seinen jetzigen Verirrungen herausgerissen, würde er statt auf bessere Wege immer tiefer in den Sumpf kom-

men, so würde das mächtige Reich trotz'dem, was wir im Eingang über sein Heer und seine Eisenbahnen sagten, an innerer Fäulniß zu Grunde gehen und seiner Auflösung entgegenaumeln. Wenn dagegen in der Masse des frei gewordenen russischen Volkes allmählig ein gesundes geistiges und sittliches Streben, der Sinn für denkende Arbeit erwacht, so wird mit Hilfe der Eisenbahnen und des Heeres unzweifelhaft der Tag kommen, an welchem seinem Einfluß auf die europäischen Geschicke kein andrer gleichkommt.

Es gibt einige wenige russische Publicisten, welche an dem Ernste der eben berührten Sache weder aus Unwissenheit, noch aus nationalem Schwindel, noch aus einer vorgefaßten Parteinmeinung vorübergehen, welche vielmehr für die Gefahren der Zukunft einen offenen Blick haben. Man kann eine Reihe von Reformen bezeichnen, welche von verschiedenen Seiten dringend empfohlen werden, um den Schwierigkeiten der Gegenwart zu entrinnen und den größeren Gefahren der Zukunft nicht zur Beute zu werden. Die Schule und die Institution des Gemeindefommunismus selbst treten von selbst in den Vordergrund der Diskussion. Dieselbe hat namentlich rücksichtlich des letzteren zu den entgegengesetztesten, mit Leidenschaftlichkeit vertretenen Ansichten geführt. Die Einen sehen das Heil der Zukunft nur darin, daß man mit der alten Rechtsanschauung förmlich bricht und rücksichtlich des bäuerlichen Landbesitzes, wie in Mittel- und Westeuropa, zu dem römisch rechtlichen persönlichen Eigenthum übergeht. Aber nicht groß ist die Zahl derer, die so denken, und noch kleiner ist die Zahl derer, die ein solches Dogma laut verkünden. Der breite Strom der öffentlichen Meinung, das Wort der ultrarussischen Stimmführer zumal, geht in der entgegengesetzten Richtung. Nicht Rußland hat nach ihrer Ansicht das westliche Europa um seine agrarischen Zustände in den Landgemeinden zu beneiden; es wird der einst um die feigenen von dem übrigen Europa beneidet werden. Die auf flacher Hand liegenden Nachteile des Gemeindefommunismus für die Entwicklung eines strebsamen Bauernstandes müssen zwar zugestanden werden; aber dies Alles soll als ein kleineres Uebel von dem großen Gewinn überwogen werden, daß der russische Gemeindefommunismus mit seinen periodischen Landvertheilungen an alle Familien eines Dorfes, auch die neu entstehenden, das Aufkommen eines Proletariats in der großen Masse des Volkes verhindere. Dadurch, meint man, werde Ruß-

*) Bis zum 1. Januar 1870 waren die früheren Pflichtverhältnisse bei 6,261,143 früher leibeignen Bauern gelöst mit fast 20 Millionen Dessjätinen Land; 3,988,111 waren noch in ihren früheren Pflichtverhältnissen.

land vor der socialen Revolution bewahrt bleiben, welche als ein furchtbares Damoklesschwert über der Zukunft des westlichen Europa's schwebte, welche — etwas früher oder später — seinen gesellschaftlichen Bau unfehlbar umstürzen und seine Staaten zerstören oder bis auf das Mark erschüttern werde. Freilich wird von anderer Seite dagegen gesagt, daß, wenn man auf den bisherigen Wegen fortgehe, bald nicht nur der grundbesitzende Adel größtentheils ruiniert, sondern auch die überwiegende Masse der landbesitzenden Bauernschaft nicht viel mehr sein werde als ein großes, von zerstörenden Trieben erfülltes Proletariat. Dafür aber haben die Andern kein Ohr. Sie betrachten überdies den russischen Gemeindefommunismus wie ein nationales Heiligthum, hervorgegangen aus dem Genius der russischen Nation. Da die Bauernschaften bis jetzt an dieser alten Einrichtung gemohnheitsmäßig hängen, so ist dies für die ultrarussische Partei ein Grund mehr, sich gegen Alles zu erklären, was diese specifisch russische Institution an der Wurzel berühren könnte. Diese letztere Anschauungsweise ist aber in Wahrheit die schwächste unter den Waffen, mit welchen gegen den bäuerlichen Einzelbesitz und für den Bauernkommunismus gekämpft wird. Derselbe ist in der That nichts ursprünglich Russisches. Man bezeichnet ihn bisweilen als einen nomadischen Nest, und wir selbst haben uns dieses Ausdrucks wohl auch einmal bedient, da er insofern bezeichnend ist, als das Ganze eine Verwandtschaft mit nomadischen Zuständen hat. Aber es ist richtiger, diesen Ausdruck ganz zu vermeiden, weil er leicht zur Befestigung eines geschichtlichen Irrthums beitragen kann. Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts war der russische Bauer noch persönlich frei; der einzelne Bauer erhielt von dem Gutsherrn unter vereinbarten Bedingungen regelmäßig ein Stück Gutsland zu seiner Benutzung; er war auch im Besitz des Rechtes der Freizügigkeit. Von diesem Rechte wurde allmählig ein bedenklicher Gebrauch gemacht, bedenklich nicht nur für die Gutsherrschaften und die Krone (für welche die zu leistenden Abgaben und Dienste oft illusorisch wurden), sondern bisweilen auch sehr bedenklich für die Bauernschaften selbst. Ein unbestimmter Drang nach Verbesserung ihres Looses erzeugte eine weitverbreitete Wanderlust. In manchen Gegenden verließen ganze Gemeinden ihre Sitze, eine Menge Menschen stürzten sich in plan- und ziellosem Umhertreiben in Noth und Elend. Die Neigung zu einer vagabundirenden Lebensweise

nahm überhand. Dies gab die Veranlassung, daß ein Dekret des Czaren Feodor Joannowicz den Bauern das Recht der Freizügigkeit nahm, sie unbedingt an die Scholle fesselte. Eine Folge davon war, daß die Bauern von dem Willen der Gutsherrn immer abhängiger wurden und daß nach einiger Zeit nicht mehr das frühere Herkommen, sondern die gutsherliche Willkür die Bedingungen feststellte, unter welchen den Einzelnen Landlose zur Benutzung überlassen wurden. Weitere Folgen aber waren die Ausbildung der Leibeigenschaft und die Entstehung des Gemeindefommunismus. Die Gutsherrschaft nämlich nicht minder als die Krone fand es sehr bequem, sich rüchrichtlich der Abgaben und Leistungen aller Art nicht an die Einzelnen, sondern an die Gesamtheit derselben, an die Gemeinde zu halten. So wurde die Summe dessen, was früher die Einzelnen an Land zugetheilt erhalten hatten, der Gemeinde zur periodisch wiederkehrenden Vertheilung an ihre Glieder überwießen, und die Gemeinde hatte dagegen unter solidarischer Haftpflicht der Einzelnen für die Gegenleistungen an die Gutsherrschaft einzustehen, und für alle Leistungen an den Staat, selbst für diejenigen, die gar nicht mit Grund und Boden zusammenhängen; denn selbst auf die Kopfsteuer erstreckt sich jetzt die Haftpflicht der Gemeinde und die solidarische Verbindlichkeit der Einzelnen. Wer diese hier nur in den allgemeinsten Umrissen angebeutete Entwicklung verfolgt, der sollte zu der Ansicht gelangen, daß der Gemeindefommunismus mit nichts eine gewissermaßen aus der Tiefe der russischen Volksseele hervorgegangene naturwüchsigte Einrichtung ist. Es scheint vielmehr dem Genius des russischen Volkes und seiner Geschichte entsprechender zu sein, daß dieser Kommunismus, wie er Hand in Hand mit dem Verlust der Freizügigkeit und der persönlichen Freiheit gekommen ist, so auch mit dem Wiedergewinn dieser Rechte allmählig verschwinden mußte.

Zwischen den unbedingten Gegnern und den unbedingten Anhängern des Agrar-Kommunismus in der russischen Landgemeinde stehen Andre — namentlich Schedo-Ferroti — welche, die besten Zwecke im Auge, Dinge verbinden wollen, welche, wenn sie schon in der Theorie nicht leicht zu vereinigen sind, es in der Wirklichkeit noch schwerer sein werden. Im Princip soll der Gemeindefommunismus aufrecht erhalten werden; der Gemeinde soll das Recht auf die von dem Gute zum Besten der Bauern abgetrennte Flur zustehen; sie soll auch für Aufbringung der Ge-

genleistungen, nicht minder für die Leistungen der einzelnen Gemeindeglieder an den Staat, aber nur so weit sie aus dem Besitze von Grund und Boden fließen, eintreten. Das einzelne Gemeindeglied soll der Gemeinde gegenüber nur eine Art Nutznießungsrecht an seinem Loose haben. Dagegen soll erstrebt werden, daß die Gemeinde statt der periodischen Landvertheilungen den Einzelnen ihre Loose ein für alle Male und zwar nicht in weit und breit zerstreuten laugen und schmalen Fetzen Landes, sondern in zusammenhängenden Stücken überweist. Zu solchen Gemeindebeschlüssen — und damit zu noch andren Vortheilen — glaubt man zu gelangen, wenn man allen liederlichen oder zurückgekommenen Gemeindegliedern, Allen, welche mit Abgaben rückständig sind, sowie Allen, die sich ihres Besitzes größtentheils entäußern, den Gebrauch des Gemeindestimmrechts entziehen darf. Dem einzelnen Bauern würde nach diesem Plane das Recht zustehen, sein Landloos (d. h. sein Nutznießungsrecht daran) zu verpfänden, es ganz oder theilweise zu verkaufen und leghwillig darüber zu verfügen. Dagegen würde Niemand Land in der Gemeinde besitzen können, ohne Gemeindeglied zu sein, und Niemand über ein zu bestimmendes Maximum Gemeinde-land erwerben können. Die Gemeinde selbst würde von der ihr überwiesenen Flur nichts veräußern, sie aber stets durch neue Erwerbungen vergrößern dürfen. Dadurch sowie durch ein bei der neuen Loosvertheilung zurückbehaltenes Reserveland würden, so nimmt man an, der Gemeinde für alle Zeit die Mittel bleiben, neue Familien, die in der Gemeinde entstehen, z. B. indem sich erwachsene Söhne bei Lebzeiten ihrer Aeltern verheirathen, mit einem entsprechenden Landbesitz auszustatten. — Durch die Ausführung eines solchen Planes glaubt man alle Vortheile des westeuropäischen Einzeleigentums des Bauern erreichen und den Hauptvortheil des bisherigen Gemeindekommunismus (Verhinderung der Entstehung eines zahlreichen Proletariats) bewahren zu können. Auch denkt man, daß so allmählig in dem russischen Bauern die Anhänglichkeit an das von ihm bebauete Land und an seinen bisherigen Wohnort groß gezogen und damit die über Rußland schwebenden Gefahren der Freizügigkeit gebannt werden können.

Dieser letzte Gesichtspunkt führt uns auf die äußere Veranlassung der ganzen vorausgegangenen Betrachtung über die theils der Gegenwart, theils der Vergangenheit angehörigen social-agrarischen Verhältnisse. Man wird, ohne

sich mit ihnen zu beschäftigen, das Wichtigste in der gegenwärtigen Entwicklung des russischen Reiches nicht gehörig zu würdigen im Stande sein. Diese äußere Veranlassung liegt in der Thatfache, daß man die Freizügigkeit des russischen Bauern, welche nach dem Emanzipationsgesetze vom 19. Februar 1861 mit dem 1/13. Februar 1870 eintreten sollte, noch nicht zur Wirklichkeit hat werden lassen. Diese negative Thatfache ist das wichtigste Ereigniß in Rußland im Laufe dieses Jahres. Sie beweist besser als alles Andre die Schwierigkeiten der inneren Lage, die in dem größeren Theile Rußlands eingetretene Zerrüttung der ländlichen Zustände, deren bedenklichste Symptome folgende sind: Unbeholfenheit der meisten Bauern, sich in ihrer neuen wirthschaftlichen Lage zu recht zu finden, schlechte Verwerthung der Zeit, abnehmende Arbeitslust, zunehmende Trunksucht und Dieberei, für den Gutsherrn mangelnde oder zu theure Arbeitskräfte, für die Bauern mangelndes Kapital, mangelnde Reserve für den „schwarzen Tag“, der im Gefolge von Mißernte, Krankheit, Viehsterben kommen kann; deshalb Entwerthung des Grundbesitzes, in vielen Gegenden vollständiges Schwinden jedes Reingewinnes, thatsächliches Liegenlassen von Grundstücken und Gütern, ohne sie zu bebauen, außerordentliche Verringerung des Viehstandes. Diese Nachtheile sind im Süden Rußlands, wenigstens da, wo die schwarze Erde und ein milderes Klima zugleich ihre Heimat haben, theils gar nicht, theils nur in geringem Maße hervorgetreten. Hier ersehen die freiwilligen Gaben des Himmels und der Erde zu einem guten Theile die Thatkraft des Menschen. Im Norden Rußlands hingegen gesellt sich meistens zu dem rauhen Klima, zu den langen und strengen Wintern, in denen das Vieh im Stalle zu halten ist, ein wenig ergiebiger Boden. Hier konnten also, wo der weggefallene äußere Zwang nicht durch genügende eigne Thatkraft, eigne Vorsorge für neue wirthschaftliche Verhältnisse ersetzt wurde, die traurigsten Folgen nicht ausbleiben. Erwägt man daneben, daß der Russe an seinem Stamm, aber nicht an seinem Wohnort hängt, wo er kein eigenes Gut oder Glücken hat, sondern bald dieses, bald jenes Land zur Bebauung loost, so begreift es sich, daß auf der Grundlage der traurigen ländlichen Zustände des Nordens sich nicht bloß der Gedrücktesten, sondern ganzer Gemeinden wieder eine abenteuerliche Wanderlust zu bemächtigen anfängt. Die Einbildungskraft träumt das Schönste von den Gegenden der

schwarzen Erde und der warmen Wasser, Unwissenheit und Starrsinn aber beharrt dabei, daß man dort gegen dieselben Lasten, die man zu Hause trägt, Grund und Boden zur Genüge erhält. Dorthin zieht es daher die Massen mit Macht. Sie warten nur auf den Tag, da man ihnen keine Hindernisse in den Weg legt.

Mit diesen Hindernissen verhält es sich nun folgendermaßen. Auf Grund des Gesetzes vom 19. Februar 1861 waren eine Reihe von Grundstücken in Beziehung auf die Regelung der Freizügigkeit festgesetzt worden. Einige derselben sollten bleibende Geltung haben, die Vorschrift nämlich, wonach für den Einzelnen das Verlassen seiner Gemeinde dadurch bedingt ist, daß er die Entrichtung aller Abgaben und sonstigen Leistungen und die Zustimmung der Gemeinde, in welche er sich begeben will, nachweist. Diese Bestimmungen werden auch in Zukunft einzelnen arbeitsscheuen, lieberlichen oder sonst verarmten Gemeindegliedern die Uebersiedelung von einem Orte zu dem anderen nicht leicht möglich machen. Aber sie werden nicht verhindern, daß sich ganze Gemeinden — welche ja die rückständigen Leistungen der Einzelnen decken müssen — in Bewegung setzen, nicht um in andre Gemeinden einzutreten, sondern um anderswo sich als Gemeinden niederzulassen, sobald nämlich auch die besser gestellten Gemeindeglieder durch kein äußeres Hinderniß mehr zurückgehalten werden. Was man aber eben am meisten besorgt, ist, daß sich unter dem Druck der gegenwärtigen ländlichen Verhältnisse, und von unklaren Hoffnungen getrieben, im nördlichen Rußland ganze Gemeinden, ja die Bevölkerungen weiter Landstriche der Reihe nach in Bewegung setzen, daß sie die eine Hälfte des Reiches zur Dede machen und in die andre ein ungeheures vagabundirendes Proletariat, Verwirrung und Unsicherheit bringen. Dies konnte bis jetzt nicht geschehen. Es waren nämlich neben den bereits erwähnten bleibenden Bestimmungen andre erlassen worden, welche für die gesammte Landbevölkerung einen bis zum 1/13. Februar d. J. dauernden Uebergangszustand begründen sollten. Bis zu diesem Zeitpunkt sollte nämlich kein Bauer berechtigt sein, das ihm zu Theil gewordene Landloos unbebaut zu lassen, es entweder dem früheren Gutsherrn zurückzugeben oder seiner Gemeinde abzutreten, er sollte überhaupt nicht berechtigt sein, diese zu verlassen, falls er nicht die Zustimmung dieser seiner Gemeinde und des früheren Herrn (des Gutsherrn) beibringen konnte. Da entweder der Gutsherr oder die Gemeinde,

oder auch beide ein Interesse haben, gerade die arbeitssamen und geordneten Gemeindeglieder nicht fortziehen zu lassen, so ward auf diese Weise ihr Verbleiben in der Gemeinde gesichert. Die lieberlichen und herabgekommenen Bauern konnten andre vorgeschriebene Bedingungen für die Wohnsitzveränderung nicht erfüllen, von einem Fortziehen der Gemeinde im Ganzen konnte natürlich auch keine Rede sein, da die Gutsherrschaft zustimmen mußte, und so dauerte eben thatsächlich das Gebundensein an die Scholle fort. Dies sollte sich mit dem 1/13. Februar ändern; von diesem Tage an sollte die Wohnsitzveränderung eines früher leibeigenen Bauern oder eines Familiengliedes weder durch die Zustimmung seiner Gemeinde, noch durch die seines früheren Herrn mehr bedingt sein. Aber man hat die beiden Bedingungen, entgegen den früheren Bestimmungen, noch in Wirksamkeit gelassen und dadurch den durch die Emancipationsakte ins Auge gefaßten Uebergangszustand, d. h. die thatsächliche Gebundenheit der früheren Leibeigenen an die Scholle auf unbestimmte Zeit verlängert. Dies ist es, was man sich zu denken hat, wenn kurzweg von einer Sistirung der Freizügigkeit in Rußland gesprochen wird.

Es wurde schon in einer früheren Umschau erwähnt, daß eine mit dem Ausland in Verbindung stehende, von dort aus geleitete und angeführte socialistische Umsturzpartei den ominösen Tag des 1. Februar alten Stiles zum Termin für die Verwirklichung ihrer düstern Pläne ausersehen hatte. Ebenso war von der Entdeckung der Verschwörung und von der für die Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen ernannten besondern Behörde die Rede. Von der Thätigkeit der letztern und von den Ergebnissen der Untersuchung ist bis jetzt wenig Zuverlässiges bekannt geworden. Die Frage, ob die Schweiz den in diese Verschwörung verwickelten Nezaïeff, welcher seiner Haft entkommen war und sich wieder in die Schweiz geflüchtet hatte, auszuliefern habe und ausliefern werde, ward durch dessen freiwillige und heimliche Entfernung aus der Schweiz gegenstandslos. Man hatte — mit oder ohne Grund — auch die Betheiligung desselben an der Ermordung des Studenten Zwanoff (Bd. V, S. 281) behauptet. Von welchem Geiste übrigens die Umsturz männer durchdrungen sind, welche den Tag der erwarteten Freizügigkeit des russischen Bauern zum Tag einer allgemeinen Erhebung zu machen gedachten, beweisen am sprechendsten die auf diesen Moment berechneten, nach Ruß-

land geworfenen und dort konfiscirten Proklamationen. Einer der Schlüssätze dieser Brandschriften lautete z. B.: „Es bleibt nur das Eine zu unserer Rettung übrig, daß wir unsere Herren“ (es ist zuvor von dem Adel und von der „zur Regierung unfähigen“ Herrscherfamilie die Rede) „erwürgen wie die Hunde ohne Gnade und Barmherzigkeit. Sie müssen alle mit Stumpf und Stiel ausgerottet, ihre Städte verbrannt und das Land durch Feuer gereinigt werden. Da unsere Tyrannen Geschütze und Kavallerie haben, die uns fehlen, so können wir sie nur durch Feuer siegreich bekämpfen. Haben wir die Mauern, hinter denen sie sich verbergen, in Asche verwandelt, so müssen sie eine schmählische Beute des Hungers werden“.

Wir wenden uns zu der andren, so tief in die Entwicklung Rußlands eingreifenden Frage: Wie steht es mit den Fortschritten oder Rückschritten des Systems, welches man kurzweg mit dem Ausdruck Russifizierungspolitik bezeichnet. Man erinnert sich noch, welchen wunderbaren Einfluß der vor Kurzem durch den Tod abgerufene Herzen durch seine „Glocke“ vom Ausland aus auf Rußland übte, zu einer Zeit, wo der seine Regierung beginnende jetzige Kaiser gleichsam die Morgenröthe eines neuen milden Tages nach einer kalten Nacht verkündete, wo schöne Gefühle und wilde Triebe, ernstes Denken und unklare politisches Träumen zugleich wachgerufen wurde. Aus der Stimmung jener Zeit zog die durch Herzen repräsentirte Richtung ihre Nahrung, welche allen alten Mißbräuchen den Krieg erklärte, freie Staatsformen und eine mächtige slawische Völkergemeinschaft (kein exklusives Russenthum) schaffen wollte. Die „Glocke“ erhielt den Todesstoß, als Herzen während des polnischen Aufstandes an der panslawistischen Idee den Polen gegenüber festhielt. Aus den Tollheiten und Verbreden der Nihilisten einerseits und aus dem durch den Kampf mit den Polen krankhaft erregten russischen Nationalgefühl zog jene andre Stimmung ihre Nahrung, welche in den Leontjew und Katoff ihre kräftigsten Mundstücke, ihre Ausbeuter, bald ihre Treiber und Leiter fand. Gestützt auf die in den rohen Massen am kräftigsten lebenden russischen Volksgefühle, den Bauern freundlicher gesinnt als dem Adel, redete die mächtig anwachsende neue Partei wohl der Autonomie der Gemeinden, im Uebrigen aber weit weniger freien Staatsformen als dem unbedingt über jeder andern Rechtsphäre stehenden Absolutismus das Wort. Diese beiden Dinge: von unten der Druck

der Massen, von oben die Autokratie, schienen ihr die geeignetsten Mittel, um dem ganzen Reiche, auch den nicht russischen Theilen desselben ein unbedingt russisches Gepräge zu geben, und auch im eigentlichen Rußland manche Reformen mit einem fast revolutionären Radikalismus durchzuführen. Dieser Richtung verwandt, wenn auch freiere panslawistische Manieren nach Außen hin annehmend, sind der „Slawische Wohlthätigkeitsverein“ in Moskau und das Slawenkomitee in Petersburg für die Propaganda jenseits der russischen Grenzen thätig.

Nach den in den letzten Monaten eingegangenen Nachrichten ist das persönliche Ansehen Katkoffs, dessen gegenwärtiges Auftreten man mit seinen aus den veröffentlichten Briefen an Kirkor allgemeiner bekannt gewordenen früheren Bestrebungen vergleicht, stark im Sinken, und die Verbreitung der „Moskauer Zeitung“ nimmt sehr ab. Ob diese Abnahme so stark ist, daß die Abonnentenzahl, wie berichtet wurde, von 25,000 auf 10,000 gesunken ist, lassen wir dahin gestellt. Es erscheint dies wie ein Symptom, daß die ultrarussische Parteirichtung ihren Höhepunkt bereits überschritten hat, und daß man in dieser Beziehung bald vor einem Wendepunkte stehen wird. Doch mag man nicht zu rasch urtheilen. In Wahrheit bietet wenigstens die — von jener Parteirichtung bis zu einem gewissen Punkte beeinflusste — Regierungspolitik bis jetzt wenige oder keine Anhaltspunkte für eine solche Auffassung. In Kongresspolen glaubt man allerdings auf den ersten Blick ein gemäßigteres Regierungssystem wahrzunehmen. In Wahrheit aber ist es nur der mildere Sinn des Grafen Berg, welcher das sich gleich gebliebene System hier und da etwas weniger hart erscheinen läßt. Und dann waren eben die ärgsten auf die Ausrottung des polnischen Wesens berechneten Maßregeln schon früher eingeführt. Sie erschienen bei ihrer Einführung so stark, daß manche neue Vorkommnisse, z. B. an der Universität Warschau die Entlassung polnischer Professoren ohne Pension wegen ungenügender Kenntniß des Russischen, und Anderes geringeren Eindruck macht und fast übersehen wird. Im Allgemeinen sieht man das bisherige System noch überall bemüht, um die von dem Großrussenthum abweichenden bisher geachteten Eigenthümlichkeiten zu zerknicken oder sie allmählig zu verdrängen. Die alten Vorrechte der donischen Kosaken und ihre Selbstregierung wird von neuen Civilorganisationen und von dem auch bei ihnen seinen Einzug haltenden Militärabsolutismus bedrängt.

Finnland sah vier Adressen, in welchen es um Abstellung verschiedener Beschwerden gebeten hatte, der Reihe nach abschläglich beschieden.

Ganz besonders haben einige neuere Ereignisse in Litthauen und in den Ostseeprovinzen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Dort war es der Befehl, den Ukas, betreffend die Einführung der russischen Sprache beim katholischen Gottesdienste, nach beendigter Predigt von der Kanzel zu verkündigen, welcher am Feste der Verkündigung Mariä den Dekan Piotrowitsch, nachdem er dem Befehl formell Genüge geleistet, zu einer starken Demonstration hinriß. Er zeigte sie selbst an, und seine Verhaftung und Fortführung nach Archangel zu lebenslänglicher Verbannung folgte, und zwar ohne Urtheilsspruch augenblicklich dieser Demonstration nach. Sie hatte in einer aufregenden Rede und in der auf der Kanzel vollzogenen Verbrennung des Ukases und des vorgeschriebenen neuen Rituals bestanden. Die fanatisirte Menge suchte zuerst Widerstand zu leisten und zerriß dann, als der Priester bei seiner Abführung sein geistliches Gewand auszog, dasselbe in tausend Stücke, um sie als theure Reliquien zu bewahren*). Auch in Podolien und Bolyhnyen hat die Russificirung in neuerer Zeit den Ritus der katholischen Kirche mit Vorliebe zu seinem Gegenstande erwählt. In den Ostseeprovinzen war es zunächst auch ein kirchliches Aergerniß, welches die protestantischen Deutschen verletzete und weitergehende Wirkungen hervorbrachte. Von dem esthländischen Gouverneur Galkin ging der Befehl aus, daß an den Kronfeiertagen auch die evangelischen Beamten — anfangs wurde der Befehl selbst auf die evangelischen Geistlichen bezogen — und Lehrer in der griechischen Kirche zum Gebet erscheinen sollten. Der Befehl fand Widerstand, die Evangelischen wollten nach wie vor in ihren Kirchen und nach ihrem Ritus für den Kaiser beten. Diesem Konflikt fiel zunächst der Ritterchaftsvertreter Baron Dellingshausen, dann aber auch Graf Kehlerlingk, Kurator des Dorpat's Lehrbezirks, zum Opfer. Diese für das gesammte Schulwesen der Ostseeprovinzen wichtige Stelle ging an einen anderen

Beamten Gervais über, der bald mit der Universitäts Dorpat in Fehde gerieth, weil er an dieselbe nur russische Reskripte erließ, im Gegensatz zu dem bisherigen Herkommen. Er behnte damit einen Beschluß des Ministerkomiteés vom Oktober vorigen Jahres, welcher den Direktoren rückfichtlich der „äußeren“ Korrespondenz mit den Kronbehörden den Gebrauch der russischen Sprache vorschreibt, auch auf die „innere“ Korrespondenz aus. Dies Alles darf freilich nicht überraschen, wenn man erwägt, daß in dem vorjährigen amtlichen Bericht des Ministers der Volksaufklärung (nach dem Januarheft des Journals des Ministeriums der Volksaufklärung) u. a. die Stelle vorkommt: „in den Ostseeprovinzen wie in Polen handelt es sich weniger darum, die Volksbildung zu befördern, als die Schulen zu russificiren“.

Die Gegenstände, welche in den Ostseeprovinzen auf einander stößen, sind nicht bloß die Staatsraison des russischen Reiches, wie sie eben von der tonangebenden Partei verstanden wird, einerseits und andererseits das Nationalitätsprincip der oberen Bevölkerungsschicht, welche an diesen nördlichen Küsten mit alten ruhmreichen, gemeinsam deutschen Erinnerungen noch jetzt Besitz und Bildung zugleich repräsentirt. Es ist ihren Ansprüchen ein positiver Rechtstitel zu Theil geworden, als diese Länder mit Rußland vereinigt wurden, durch Kapitulationen, welche auch in Friedensschlüssen bestätigt wurden, wie z. B. rückfichtlich Livlands die Kapitulation von 1710 durch den Nyßtäbter Frieden von 1721. Auf diese Rechtstitel, welche bisher der Regel nach von den russischen Kaisern beachtet worden waren, was von den Deutschen der Ostseeprovinzen durch eine hingebende Loyalität gegen dieselben erwidert wurde, stützen sich auch vornehmlich die Adressen, welche in diesem Jahre zuerst von dem livländischen und etwas später von dem esthländischen Landtag an den Kaiser Alexander gerichtet worden sind. Nicht die ritterschaftlichen Ständesprivilegien sind in denselben in den Vordergrund gestellt, sondern die Wiederherstellung allgemeiner, der ganzen Provinz zustehenden Grundrechte, namentlich Freiheit des Religionsbekenntnisses, Gebrauch der deutschen Sprache in den lokalen Verwaltungsbehörden, und innerhalb gewisser Grenzen eine Selbstständigkeit der Landesgesetzgebung gegenüber der nidellirenden Reichsgesetzgebung. Die Adressen haben im Allgemeinen kein geneigtes Ohr gefunden, namentlich nicht der zuletzt erwähnte Punkt derselben. Der autokratische Wille wird als höchstes staatsrechtliches Princip hin-

*) Der Eindruck dieses dramatischen Vorganges auf die katholische Bevölkerung ist durch ein Nachspiel noch verstärkt worden. Die Regierung gab, um diesen Eindruck zu verwischen, den Befehl, in den Kirchen Wilna's zu verkünden, daß Piotrowitsch irrsinnig besunden worden sei. Der Nachfolger desselben gab aber seiner höchsten Unterstützung auf der Kanzel Ausdruck und erklärte die Zeugnisse der Aerzte für Lügen. Auch er wurde abgeführt.

gestellt, dem gegenüber auch positive bisher anerkannte Rechte einzelner Theile des Reiches weichen sollen.

Wenn die russificirende Politik rücksichtlich der Polen und Deutschen im Norden und Westen des Reiches einen innerlich ungerechten Kampf gegen höhere geistige Kultur führt, so gilt das Gegentheil von der Mission Rußlands in Centralasien. Die vor Kurzem gegründete „Turkestanische Zeitung“ wird als ein officiöses publicistisches Organ zur Förderung dieser Mission angesehen. Sie erkennt die außerordentliche Bedeutung der Erweiterung des Reiches an, welches nach den Siegen in Chokand und Buchara nunmehr die Grenzen seiner Herrschaft bis in das Herz Centralasiens, bis an das Thal von Sarawtschan vorgerückt habe. Aber sie geht davon aus, daß kaum die halbe Arbeit gethan sei. Der Mittelpunkt Rußlands müsse immer in Europa liegen, sein Vordringen sei an den stillen Ocean, Japan, China gebe ihm aber gewissermaßen weite Kolonien. Turkestan könne für dasselbe eine ebenso wichtige Kolonie werden wie Ostindien für England. Ein Hauptgesichtspunkt bleibe die Verdichtung der noch so spärlichen russischen Bevölkerung in den neu erworbenen Gebieten und die geistige Herrschaft über Alles, wohin Rußland in Asien seinen Fuß setzen werde, durch Verbreitung einer höheren Civilisation.

Wir wollen das Kapitel über Rußland mit einigen Bemerkungen verschiedener Art abschließen. Die große russische Industrieausstellung in Petersburg zeigte namhafte Fortschritte in manchen Gewerbezweigen, gab aber einigen aufmerksamen Beobachtern Veranlassung zu der Ansicht, daß man in Rußland noch zu wenig an der Pflege derjenigen Gewerbtätigkeit arbeite, durch welche es im ferneren Osten Herr über fremde Konkurrenz werden könne, und daß während der nächsten Zeit die Hauptaufgabe der russischen Industrie nach dieser Seite hin liege, d. h. in der Arbeit für Asien unter Vennutzung der westeuropäischen Halbfabrikate. Rüksichtlich einiger beabsichtigten Reformen ist vorerst noch zu erwarten, ob und in welcher Gestalt sie ins Leben treten werden. Dies gilt namentlich von der Städteordnung, worüber der Bericht einer unter Fürst Ureloff niedergesetzten Kommission vor einiger Zeit an den Reichsrath gelangt ist. Man scheint sie zunächst nur in einigen Städten einführen und vor einem allgemeineren Vorgehen den Erfolg abwarten zu wollen. — Auch wichtige Justizreformen sind in Frage,

theils allgemein, theils für einzelne Theile des Reiches, wo die in Großrußland bestehenden Grundlagen und einige darauf gegründete Neuorganisationen fehlen, bezüglich noch nicht eingeführt sind. Insbesondere handelt es sich um die Frage, ob man rücksichtlich des neuen Instituts der Friedensrichter bei dem Grundsatz der Wahl stehen bleiben oder sie durch den Justizminister ernennen lassen soll, wie dies jedenfalls in den Nordwestprovinzen der Fall sein wird, wo das Friedensrichterinstitut bisher noch nicht eingeführt war, aber wahrscheinlich mit dem Jahre 1871 ins Leben tritt. Die Erfahrungen rücksichtlich der gegenwärtigen Friedensrichter sollen in vielen Gegenden sehr unbefriedigend sein. Es ward schon im April eine Kommission niedergesetzt, um die vielfachen Klagen über die Ausführung des neuen Gerichtsverfahrens durch entsprechende Aenderungen zu beseitigen. — Auf finanziellem und volkswirtschaftlichem Gebiete ist zu beachten, daß, während der Export im Jahre 1869 gegen das Vorjahr zurückgegangen ist, die Zolleinnahmen im Jahre 1869 um 2,617,446 Rubel mehr betragen haben als im Jahre 1868. Die Herabsetzung verschiedener Zölle mag für einen stärkeren Import und folgerweise für höhere Zolleinnahmen von Wichtigkeit gewesen sein. Dennoch wird es uns schwer, die Thatsache mit der großartigen Zerrüttung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in einem großen Theile des Reiches in Einklang zu bringen. Wir würden Angesichts dieses Ergebnisses der Zollverwaltung geneigt sein, rücksichtlich der Berichte über die agrarischen Zustände an arge Uebertreibungen zu glauben, wenn dieselben nicht, so weit wir bis jetzt sehen, aus zu guten Quellen kämen.

Türkei. Was über die Türkei zu sagen ist, fassen wir kurz zusammen. Die Rede, welche der Großherr bei seinem jährlichen Besuch der Pforte gehalten, war auch diesmal im fortschrittlichen Geiste. Auch können aus der jüngsten Zeit einige Reformen bezeichnet werden: die Gründung einer Normalschule zur Ausbildung von Lehrerinnen durch den einsichtigen Müntif Efendi, die Eröffnung des Dar ul Fenun, d. h. des Sitzes der Wissenschaften, in Wahrheit ein Universität genanntes Institut, welches unsern Unterghymnasien ähnelt und wohl hauptsächlich zur Ausbildung der Unterbeamten der Provinz bestimmt ist, ferner ein die Einführung des Decimalsystems für Maß und Gewicht bezweckendes Gesetz, das neue, übrigens von einzelnen Staaten

angefochtene Reglement über die Meerengenschiffahrt, die auf die Einführung von Civilstandsregistern und periodische Volkszählungen gerichtete Verfügung, endlich das Dekret, nach welchem sich das Zwangsverfahren wegen Schulden auf das unbewegliche Eigenthum (nicht wie bisher bloß auf das Mülleigenthum, sondern auf das Vorkaufeigenthum) erstrecken darf. Wichtiger als alle diese Reformen, von denen manche vielleicht, wie so oft in der Türkei, auf dem Papiere stehen bleiben, ist die gesicherte und bereits begonnene Ausführung des großen rumeilischen Eisenbahnetzes, welches die Türkei dem Westen Europa's näher bringen, Land und Leute bereichern und der beste Pionier für den Einzug der Civilisation sein wird. Auch die begonnene Gründung der neuen Handels- und Hafenstadt Sicot am rechten Donauufer, gegenüber von Zbraila, ist zu erwähnen.

Was das Verhältniß des Vicekönigs von Aegypten zu dem Sultan betrifft, so ward durch die wirkliche Abtretung der Panzerfregatten und Hinterlader (Bd. V, S. 153) der alte Streit äußerlich allerdings vollständig bereinigt. Daß aber die dem Khedive gestellten Bedingungen von diesem nicht ohne Hintergedanken angenommen worden waren, geht schon aus dem Schreiben hervor, welches er nach Veröffentlichung des jene Bedingungen enthaltenden Fermans an den Großwesir gerichtet hatte. Es heißt am Schlusse desselben: „Einige Anliegen, die ich der Gewogenheit Sr. Majestät zu unterbreiten wünschte, wurden Server Gefendi vorläufig nicht mitgetheilt; da indessen das Thor der Begünstigungen und Gnaden Sr. Majestät jenen stets geöffnet ist, die da eintreten wollen, so behalte ich mir vor, dieselben bei einer andern Gelegenheit der besondern Huld Sr. Majestät und der Gewogenheit Ew. Hoheit zu unterbreiten“. Die Haltung des Vicekönigs zeigte auch während der letzten Monate durch manche kleine Züge, daß er auf seine ferneren Pläne nicht verzichtet hat, und daß er gewiß nur auf eine günstige internationale Konstellation wartet, um den Ziele der Souveränität und der Unabhängigkeit Aegyptens näher zu kommen. Die Bestimmung, daß Anlehen ohne Zustimmung der Pforte von dem Vicekönig nicht aufgenommen werden dürfen, sucht er eben jetzt dadurch zu umgehen, daß er ein solches in Form eines persönlichen Privatanklehens unter Verpfändung seiner Güter negociirt. Die Pforte hat dem Pariser und Londoner Cabinet die Gründe dargelegt, weshalb dies unzulässig sei; es ist darauf aber nur erwidert

worden, daß sich die Regierungen in den Abschluß der Geldgeschäfte von Seiten ihrer Staatsangehörigen nicht mischen können. — Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß der Vicekönig die bis dahin in der Staatsverwaltung angewandte türkische Sprache durch Einführung des arabischen Idioms ersetzt, namentlich in der Armee das türkische Kommando abgeschafft habe. Wir haben seitdem weder ein Dementi, noch eine Bestätigung dieser Nachricht gelesen.

Der Suezkanal hat sich als schiffbar erwiesen und wird regelmäßig benutzt. Man befindet sich natürlich noch in dem Anfangsstadium der Ueberleitung eines Theiles des Seeverkehrs auf diesen neuen Weg, und wenigstens die Altionäre haben bis jetzt keineswegs Ursache, fröhliche Gesichter zu machen. Aber, abgesehen davon, daß eine derartige neue Verkehrsentwicklung immer nur eine allmähliche sein kann, bedarf die an einzelnen Stellen nachzuholende Vertiefung des Kanals, welche für tiefgehende Schiffe unerlässlich ist, auch noch längere Zeit. Unterdessen machen sich die Wirkungen des neuen Unternehmens nach einer andern Seite hin geltend. Die internationale Kommission, welche im vorigen Jahre in Kairo versammelt war, mußte anerkennen, daß die extraterritoriale Gerichtsbarkeit, wie sie bisher nach Maßgabe der verschiedenen Kapitulationen in Aegypten geübt wird, die Entwicklung eines freien, wohlgeordneten Verkehrs auf dem Suezkanal erschweren werde. Sie unterstützte daher das Bestreben des Vicekönigs nach einer desfallsigen Reform auf internationalem Wege. Der Vicekönig hat in diesem Bestreben nicht nur mit sachlichen Schwierigkeiten, d. h. mit den besondern, einer guten Justiz so ungünstigen Zuständen des Orients, nicht bloß mit dem Festhalten verschiedener Regierungen an ihren Vorrechten zu kämpfen; er hatte auch manche von der Pforte kommende Hindernisse zu überwinden. Indessen haben sich die bedeutendsten Staaten im Ganzen zuvorkommend gezeigt, und die Reform scheint ihrem Gelingen nahe zu sein. Die Reise von M. Tewfik Pascha, ältesten Sohnes des Vicekönigs und Thronerben, sowie Rubar Pascha's nach Wien, von wo letzterer eben jetzt nach Paris gegangen ist, gilt unzweifelhaft dieser Sache, wenn auch nicht ihr allein.

Es sind sodann einige religiöse Fragen, welche, seitdem wir uns das letzte Mal mit der Türkei beschäftigt haben, sich auf ihrem Boden entwickelt haben, und in ihrem Charakter als religiös-politische Fragen die volle Aufmerksamkeit ver-

dienen. Da steht zunächst der Kampf, welcher unter den katholischen Armeniern tobt, im Vordergrund. Aufgeregt durch die Haltung ihres am vatikanischen Concil Theil nehmenden fanatischen Patriarchen Hassun und durch seine ihre hergebrachten Rechte zu Gunsten des Papal-systems Preis gebenden Erklärungen, ist die Mehrzahl dieser Armenier von ihm abgefallen und befindet sich in offener Auflehnung gegen den römischen Stuhl. Alle Schritte desselben, sie zum Aufgeben ihrer Ansprüche zu bewegen, waren vergeblich. Frankreich hat sich denselben günstig gezeigt, die Pforte hat die besondere Kirchengemeinschaft, in die sie treten, anerkannt, und das Schisma nimmt mehr und mehr die Gestalt einer vollendeten Thatsache an. Darf man dasselbe als ein Vorpiel allgemeinerer Bewegungen dieser Art ansehen, zu denen das vatikanische Concil das Signal geben kann, wenn es auf dem von seiner Majorität und dem Papste betretenen Wege beharrt? Der intolerante Geist, der jetzt in Rom herrscht, war es wohl auch, welcher Anfangs dieses Jahres dem Patriarchen von Konstantinopel die Politik eingegeben hat, im Gegensatz dazu einen sehr toleranten Hirtenbrief an den Klerus und die Gemeinden der morgenländischen Kirche zu erlassen. Es wird in demselben daran erinnert, daß die christliche Kirche ein Körper sei, der alle umfasse, welche in Christus den Heiland der Welt erblicken, welche Form der Gottesverehrung sie auch beobachten mögen; man sei verpflichtet, allen gleiche brüderliche Hülfe und Theilnahme angedeihen zu lassen.

Nächst der armenischen ist der bulgarischen Kirchenfrage zu gedenken. Die Pforte hat vorerst die feindselige Stimmung der slawischen Bulgaren beschworen, indem sie ihnen eine von der griechischen getrennte lokale Kirchenverwaltung und einen besondern bulgarischen Erarchen, der aber in einer gewissen Beziehung zum ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel bleibt, bewilligt hat. Sie hat damit aber, ohne sich bis jetzt daran zu kehren, einen zweimal wiederholten Protest des Patriarchen von Konstantinopel veranlaßt. Derselbe behauptet, von Rußland unterstützt, die Pforte habe durch ihr Vorgehen unzulässiger Weise in kirchlich-religiöse Fragen eingegriffen, und provocirt auf ein allgemeines ökumenisches Concil. Endlich wird wohl mit Grund angenommen, daß Rußland auch in Rumänien seine Hand im Spiel habe bei den Versuchen, den unter Cusa erfolgten Bruch mit

dem Patriarchat durch ein neues mit ihm abzuschließendes Konkordat zu heilen.

In Tunis geräth die Finanzverwaltung des Landes mehr und mehr in die Hand der daselbst eingeschrittenen europäischen Mächte, was die wilde That eines muhamedanischen Fanatikers hervorrief, welcher durch die Straßen rannte und mit seinem Schwerte Alles niedermachte, was sich auf seinem Wege fand. In Rumänien treiben die Finanzschwierigkeit, die Plage der Juden und die Plage durch die Juden, sowie die Stroussbergischen Eisenbahnfragen noch ihr Wesen. Ein neues Ministerium ist am Ruder, in der Kammer hat die Bojarenpartei durch die Neuwahlen die Oberhand gewonnen. Die Haupt-sorge für die nächste Zeit wird die Herstellung des Gleichgewichts im Finanzhaushalte bleiben. Fürst Cusa, in den Senat gewählt, wird seinen Sitz daselbst schwerlich einnehmen, da er die früher auf ihn gefallene Wahl als Abgeordneter nicht angenommen hat.

Die durch den Aufstand der Bocshesen im vorigen Spätherbst hervorgerufene allgemeine Erregung unter den Südslawen hatte die Pforte einige Zeit später zur Zusammenziehung eines starken Armeecorps in der Herzegovina und Albanien veranlaßt. Es zog bald darauf, da die Veranlassung dieser Aufregung wieder beseitigt war, zum größten Theil wieder ab. Der alte Streit mit Montenegro, wegen eines in Anspruch genommenen, für die Bewohner eines Theiles der schwarzen Berge angeblich unentbehrlichen, Weidebezirks war bei dieser Gelegenheit auch wieder aufgetaucht und hatte behufs der Vermittelung zur Niedersetzung einer europäischen Lokalkommission geführt. Dieselbe hat neuerdings sich die Ueberzeugung verschafft, daß die angeblich so ungünstig gestellte Rahia selbst reichliche Weiden hat. Damit wird diese Sache vorläufig wohl wieder einmal abgethan sein, vermuthlich aber nur, um zu gelegener Stunde von Montenegro wieder aufgegriffen zu werden.

In Bosnien scheint in einem großen Theil der Bevölkerung eine Gährung fortzudauern, welche durch harte Maßregeln der türkischen Behörden nicht beseitigt ist, vielleicht durch dieselben erst angeregt wurde und unterhalten wird. Wenigstens scheinen es so die europäischen Konsuln anzusehen, welche vor Kurzem zur Beseitigung dieser Maßregeln einen gemeinsamen Schritt gethan haben.

v. W h d e n b r u g k.

N e k r o l o g .

Kurowsald, Alfred von, preussischer würtlicher Geheimer Rath, jüngerer Bruder des 1866 verstorbenen früheren Ministerpräsidenten und 1848 eine Zeit lang selber Minister des Innern, † am 3. Juli in Berlin, 73 Jahre alt.

Barbès, Armand, französischer republikanischer Major, † am 26. Juni im Haag. Er war geboren am 18. September 1809 zu Pont à Pitre auf Guadeloupe, wurde als Häufelsführer bei dem Insurrektionsversuch am 12. Mai 1839 eingekerkert. Durch die Februarrevolution befreit, ward er Gouverneur des Regierungspalastes, Oberst der Nationalgarde und Abgeordneter, aber wegen seiner Betheiligung an dem Attentat gegen die Nationalversammlung abermals eingekerkert. Im Jahre 1854 frei gelassen, begab er sich freiwillig ins Exil.

Barrot, Adolphe, französischer Senator und ehemaliger Gesandter in Madrid, Bruder Dilon-Barrots und des Großreferendars des Senats, Ferdinand Barrot, † am 16. Juni in Paris.

Clarendon, George William Frederick Villiers, Earl of, englischer Minister des Auswärtigen, † am 27. Juni in London. Er war geboren daselbst am 26. Januar 1809, wurde 1833 Gesandter in Madrid, übernahm 1840 im Ministerium Melbourne das Privatsegel und das Kanzleramt des Herzogthums Lancaster, erhielt 1846 den Posten des Handelsamts, entsaftete 1847—52 als Statthalter in Irland eine hegenreiche Wirksamkeit und schloß als Minister des Auswärtigen gegen 1852 den Vertrag mit Frankreich und der Türkei gegen Rußland, der zum orientalischen Krieg führte. Im Jahre 1858 trat er zurück, erhielt aber 1864 als Kanzler des Herzogthums Lancaster wieder einen Sitz im Conseil und war dann 1865—66 und von Neuem seit 1868 Minister des Auswärtigen.

Corta, französischer Senator, bekannt durch seine Mission, die er bei Kaiser Maximilian erfüllte, † Mitte Juni auf seiner Besichtigung Angoumois bei 62 Jahre alt.

Abdington, Carl of, Mitglied des englischen Oberhauses, welcher 1850 seinem Vetter als zehnter Graf seines Namens in der schottischen Peerie gefolgt war und als einer der scharfsten Repräsentativbeers im Oberhause saß, seit 1867 aber die Stellung eines „Lord in Waiting“ bei der Königin Victoria bekleidete, † im 68. Lebensjahre in London laut Meldung vom 27. Juni. Der Beerstiel geht auf seinen Sohn, Lord George Binning (geboren 1827), über.

Reier, ehemaliger preussischer Rechtsanwalt, der sich zu Anfang der vierziger Jahre durch seine Agitation für eine Kolonisation der Mosautonüste bekannt gemacht hat, † in der zweiten Hälfte des Juni im Krankenhaus zu Düren.

Mauromichalis, Anastasius, ehemaliger griechischer Kriegsminister, einer der letzten Kämpfer aus den griechischen Freiheitskriegen, † in Athen laut telegraphischer Meldung vom 18. Juni.

Leitlingen, Müllerstein, Fürst Ludwig von, † am 22. Juni in Luzern. Geboren am 31. Januar 1791, succedirte er seinem Vater am 6. October 1802, wurde 1806 mediatifirt, 1831—38 bayerischer Staatsminister des Innern.

N e u e B ü c h e r .

Constantinapel, Eroberungen von, im 13. u. 15. Jahrh. durch die Kreuzfahrer, Türlen ic. Von J. H. Krause. Halle, Schwetschke.

Deutsche Kleinfaarerei, Bilder aus derselben, von R. Braun. Neue Folge. 1. u. 2. Bd. Berlin, Kortkamp.

Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, von D. Lorenz. Berlin, Besser.

— Ueber die Bildung der ersten Kammern in Deutschland. Von A. Winter. Tübingen, Kaupp.

Im Jahre 1843 und 1844 war er mit diplomatischen Missionen, besonders in den griechischen Angelegenheiten, in London und Paris betraut, wurde 1847 noch einmal in das Ministerium berufen und verhalf Lola Montez zur Erhebung in den Adelsstand als Gräfin von Landsfeldt, schied jedoch schon 1848 aus. Seine parlamentarische Thätigkeit begann der Fürst 1815 in der württembergischen Kammer, wo er viel zur Vollenbung der Verfassung beitrug. Von 1819—22 war er Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräthe, in welcher er 1822 und 1847 als zweiter Präsident fungirte, wurde nach seinem freiwilligen Austritt in die zweite Kammer gewählt, der er von 1850—58 angehörte.

Reuterbahl, Erzbischof von Upsala, früher schwedischer Kultusminister, † am 29. Juni laut Meldung aus Stockholm.

Rößing, Freiherr August von, Justizminister in dem vormalig hannoverschen Kabinete Münchhausen, Oberappellationsgerichts-Vizepräsident a. D., Erbmarschall des Fürstenthums Halberstadt und Erbthronmeister im Fürstenthum Kalenberg, † am 16. Juni in Gelle.

Sachsen-Altenburg, Prinz Friedrich Wilhelm Karl Joseph Ludwig Georg von, Herzog zu Sachsen, dritter Sohn des am 29. September 1834 verstorbenen Herzogs Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen, † am 1. Juli in Altenburg. Er war am 4. October 1801 geboren.

Solera, Themiocles, Verfasser der von Verdi komponirten Opern „Rabucio“ und „Attila“, † in der zweiten Hälfte des Juni, 50 Jahre alt, in Neqnyten, wo er beim Vicekönig die Stelle eines Generaldirektors der Polizei bekleidete, nachdem er vorher Polizeidirektor in Verona, Florenz und Venedig gewesen.

Ufrolsch, Nikolas, Geheimrath, berühmter russischer Historiograph, † am 20. Juni zu Jaroskoje-Sielo. Er ist der Verfasser einer Geschichte Rußlands, welche in drei Lehranstalten des Reiches eingeführt und wegen es sich in ihr offenbarenden Geistes, alle heiligen Partien russischer Antecedentien zu unerschaffen, sprichwörtlich geworden ist.

Rehe, Carl Eduard, deutscher Historiker, † am 18. Juni in Striepen bei Dresden. Er war geboren am 18. December 1802 zu Freiberg, seit 1825 Archivar in Dresden, ging 1838 mit dem Separatisten Stephan nach Nordamerika und lebte nach seiner Rückkehr an verschiedenen Orten. Sein mit vortanten Details überreich ausgestattetes Hauptwerk: „Geschichte der deutschen Hölle“ (Hamburg 1851 ff., 22 Bde.) erregte ungeheures Aufsehen und wurde überall verboten. Er schrieb außerdem: „Geschichte Otto's d. Gr.“ (2. Aufl., Leipzig 1865), „Tafeln der Welt- und Kulturgeschichte“ (Dresden 1834), „Vorlesungen über Weltgeschichte“ (das. 1842, 2 Bde.), „Shafespeare als Politiker, Psycholog und Dichter“ (Hamburg 1851, 2 Bde.).

Reppeln-Vischhausen, Friedrich, Graf von, königlich württembergischer Erbreichthümer- und Kammerherr, ritterschaftlicher Abgeordneter zur württembergischen Ständeversammlung, † am 2. Juli zu Schloß Blömersheim in Rheinpreußen im 51. Lebensjahre.

Rechy's Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl d. Gr. Nach der 2. Aufl. übersetzt von H. Polowicz. Leipzig, Winter.

Najurens Geschichte, von W. Töppe. Danzig, Vertling.

Pommersche Geschichtsdenkmäler. 3. Bd. Rubenoms Leben, von Th. Vhl. Greifswald, Bindewald.

Schloßers Weltgeschichte, neue Ausgabe, von D. Käger, Th. Creizenach, mit Fortsetzung bis auf die Gegenwart von Th. Bernhardt. An Esgn. Dörhaußen, Spaarmann.

L i t e r a t u r .

N e k r o l o g .

Gvans, Frederick Mullett, bekannter durch guten Witz ausgezeichnete Mitarbeiter des „Punch“, folgte dem kürzlich dahingegangenen Redakteur desselben, Mark Lemon, in der letzten Woche des Juni im Tode nach.

Goucourt, Jules Alfred Huon de, der jüngere von den beiden Brüdern dieses Namens, die sich als gemeinschaftliche Verfasser einer Reihe von Romanen („Kens“, „Mauferin“, „Germine Lacortoux“, „Manette Salo-

mon“, „Madame Gervaisais“) und namentlich sehr verdienstlicher Studien über die Gesellschaft und die Kunst des 18. Jahrhunderts einen achteten Namen in der modernen Literatur erworben, † am 20. Juni in Paris, 39 Jahre alt. Er war am 17. December 1830 zu Paris geboren.

Holkmann, Adolf, Professor in Heidelberg, namhafter Kenner der altdeutschen Sprache und des Sanskrit, † dasselbst am 4. Juli 60 Jahre alt. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten über die deutsche Sprache erregten am meisten Aufsehen seine gegen die Kochmannsche Kritik gerichteten „Anmerkungen über das Nibelungenlied“ (1854), denen später seine kritische Ausgabe dieses Epos folgte

(2. Aufl. 1863). Von seiner „Altdeutschen Grammatik“ hat der geistreiche Gelehrte leider nur den ersten Band beendigen können, der kurz vor seinem Tod erschienen ist und die Zahl der unvollendet gebliebenen wissenschaftlichen deutschen Grammatiken um einen Theil vermehrt.

Günther-Traus, Verwaltungsdirektor, früher im Ministerium des königlich preussischen Hauses angestellt, † am 25. Juni in Berlin. Er hat sich auch als Schriftsteller und Dichter, namentlich durch die Herausgabe des „Gnom“, des „Puck“, des „Improvisator“ und der eigenen „Geschichte“ einen Namen gemacht.

Neue Bücher.

Deutsche Dichtung, Grundzüge zur Geschichte derselben von Schillers Tod bis zur Gegenwart. Von H. Wolfram. Leipzig, Matthes.

Deutsche Verwandtschaftsnamen, von W. Deede. Weimar, Böhlau.

Schweizerische historische Volkslieder des 15. Jahrhunderts. Von G. v. Meyer v. Knonau. Zurich, Staub.

Voltaire. Sechs Vorträge, von D. F. Strauß. Leipzig, Hirzel.

Kunst.

Die moderne Plastik. II. Bei der kritischen Durchsicht der plastischen Werke der jüngsten Künstlergeneration ist ein summarischeres Verfahren möglich als bei den malerischen. Die Verhältnisse sind einfacher, der Umfang der Gedanken und der Formen kleiner, die Absonderung in Gruppen von gemeinsamem Charakter schärfer, die Geltung der allgemeinen Grundsätze durchgreifender. Dennoch werden wir im Interesse der Klarheit und um den erkennbaren Strömungen nach Möglichkeit gerecht zu werden, nicht so gar kurz sein dürfen.

Der ganze Stoff gliedert sich in drei große Hauptmassen nach den Ländern: Italien, Frankreich und Deutschland ringen um die Palme des Sieges. Der Kampf entbrennt heiß; denn jedem Bewerber stehen Mittel zur Verfügung, in deren Handhabung die Nebenbuhler nicht mit ebenbürtiger Gewandtheit ausgerüstet sind, und so wird der Kampf ein Unterliegen und Gewinnen Aller zumal, und die Frage nach der Superiorität wird schließlich ein Principienstreit: nicht über die relative Vollendung wird mehr gekritten, sondern über den Werth oder Unwerth der aufgewandten Mittel.

Wenn der Glaubenssatz angenommen wird, daß das Skulpturwert sich in der Marmoraustrührung erst vollende, — bekannt ist Thorwaldsens geflügeltes Wort von dem Leben im Thon, dem Tode im Gyps und der Auferstehung im Marmor — so überwindet Italien weit alle Konkurrenten. Nicht nur treten fast alle italienischen Arbeiten überall als ausgeführte Marmorwerke auf, sondern die Behandlung des Steines selbst ist von einer derartigen Virtuosität und Bravour,

daß sie auch für den Kenner etwas Ueberraschendes und Blendendes hat und überhaupt rein technisch betrachtet gar nicht übertroffen werden kann. Und dabei sind die Sachen — was beiläufig ja wohl auch mit ins Gewicht fällt und einen weanschon untergeordneteren Faktor der Beurtheilung bilden darf — von einer Billigkeit, die unsere cisalpinischen Bildhauer schwindeln macht. Denn diese würden gleich große und gleich durchgearbeitete Marmorwerke in der Regel für solch Geld kaum aus den Händen des Punctiviers herausbekommen; von der Bezahlung des Modells und der eigenen vollendenden Arbeit wäre gar keine Rede.

Damit aber kommen wir auf den Lebensnerv dieser italischen Bildhauerkunst, aus dem sich ihre ganze Natur erklärt. In dieser Force liegt zugleich ihre Schwäche.

Seit Nicola Pisano hat sich in der Umgegend der Marmorbrüche von Carrara der Betrieb der Bildhauerei angesiedelt; das treffliche und an Ort und Stelle verhältnißmäßig billige Material hat der Entwicklung der Kunst dort in kaum hoch genug anzuschlagender Weise Vorschub geleistet, und an ihm hat sich durch Jahrhunderte lange Tradition eine Schule von Marmorarbeitern herangebildet, deren Handfertigkeit und Geschicklichkeit ins Wunderbare geht, und denen die Ausführung selbst künstlerischer Arbeiten mit Vertrauen in die Hände gelegt werden kann, — wenn diese selbst handwerksmäßig genug sind.

Diesem Schritt von der Höhe der Kunst herab haben sich die italienischen Bildhauer des leidigen äußeren Vortheiles wegen anbequemt. Die billigen und routinirten Marmorarbeiter,

deren Produkte dem großen Haufen der englischen Touristen und ähnlicher Gesellschaft ausreichend imponiren und auch für manche Zwecke vollkommen genügen, haben ihnen den Geschmack an der eigenen Arbeit verleidet; sie lernen kaum gründlich in Marmor arbeiten: die Zeit der Erlernung und der späteren Anwendung können sie viel rentabler auf die Ausarbeitung von Modellen verwenden, die sie dann einem geschickten Arbeiter zur Marmorausführung im Duzend für einen ausgebreiteten und schwinghaften Handel mit dem „Artikel“ übergeben. Der Erfinder hat an der Ausführung meist keinen oder erstaunlich geringen Antheil.

In den großen Marmorwerkstätten wird die Ausführung nun vollkommen fabrikmäßig betrieben. Das Material ist reichlich zur Hand, das gleichzeitige Punkttrennen einer ganzen Reihe von Repliken neben einander verringert die Kosten für diese schwierige Hantirung auf ein Minimum, jeder einzelnen Seite und Stufe der technischen Ausführung dienen oft verschiedene, für den besondern Zweck lebenslang geschulte Kräfte, eine routinirte Hand gibt den letzten Schliff, und — die Arbeiten wandern auf den Markt.

Bei diesem Betriebe fällt Erfindung und Ausführung ganz auseinander. Der auf seine Geschicklichkeit stolze Handwerker sucht zu glänzen, wo und wie er kann, der Meister weiß nichts davon und bekümmert sich nicht darum; und so kann es kommen, daß je nach dem Geschmack und der Ehrlichkeit der betreffenden Arbeiter ein paar Werke desselben Künstlers sich durch die Ausführung so unähnlich werden, daß man ihre Zusammengehörigkeit, selbst wenn man sie kennt, nicht herausfindet.

Solche Zustände wirken ganz direkt deprimirend auf die Künstler zurück. Weiß der Erfinder eines Modells, daß alle feineren Züge rücksichtslos unter der Hand eines nicht empfindenden, sondern nur flott weg machenden Arbeiters dem Tode überliefert werden, und daß nur die großen, allgemeinen und in die Augen fallenden Züge wirklich zur Geltung kommen, so erspart er sich die Mühe, diese schwierigste und langwierigste Arbeit der letzten Vollendung überhaupt auf sein Modell zu verwenden.

Wird aber der Praxis des Geschäftes wegen auf die künstlerische Durchbildung verzichtet, so führt der nächste nothwendige Schritt weiter zu einer Herabdrückung der Sphäre, in der sich die Stoffe bewegen. Wer ernstes Gehalt von dem Kunstwerke verlangt, der begnügt sich auch nicht mit oberflächlicher Gestaltung, und wer umge-

kehrt mit äußerlicher Glätte der Vollendung vorlieb nimmt, der hat keine Neigung, sich in bedeutende Gedantentiefen des Kunstwerkes zu versenken. So bevorzugt der vorherrschende Geschmack des Käuferpublikums für diese plastische Duzendwaare die leichten, flachen Sujets, und da der Marmorwaarenfabrikant gute Geschäfte machen will, so nimmt er nur Modelle an, die voraussichtlich gut gehen, und der Bildhauer muß, um mit seiner Produktion den Markt zu halten, — denn er will ja doch auch von seiner Hände Arbeit leben, — sich zu dem gewünschten und gesuchten Genre bequemen.

So nähert sich die gesammte plastische Produktion der Italiener dem Nippes-Figuren-Geschmacke, und in Folge dessen, d. h. unter dem Drucke eines unbewussten Gefühles für Angemessenheit bei dem Produzenten und dem Konsumenten, drängt alles auf kleinen Maßstab hin. Aber die Plastik erfordert — um von ihrem ächten Charakter hier ganz zu schweigen — schon aus Rücksicht auf die Wiebergabe im widerstandsfähigen, spröden Material eine gewisse Größe, und so wird also wieder kompromittirt, bis zwischen großer und Nippes-Plastik nicht zwar das Wahre, wohl aber das hier Passende in der Mitte aufgefunden wird, in der halben Lebensgröße der Figuren, dem unplastischsten Maßstabe, den es überhaupt gibt.

Bis auf dieses Niveau herabgeschraubt finden wir die italienische Bildhauerei — in nothwendiger Konsequenz des Uebergewichtes, dessen sich das Machwerk angemast hat. Aber damit noch nicht befriedigt, überhebt sich letzteres noch weiter seiner Stellung. Der handwerksmäßige Betrieb, indem er nur sich selbst im Auge hat, bevorzugt natürlich diejenigen Seiten der Technik, in denen die bloße Virtuosität, die reine Handfertigkeit sich am meisten entfalten kann, die am kräftigsten fördern und den größten Effekt — wenigstens bei dem hier zu berücksichtigenden unverständigen Laienpublikum — hervorbringen. Die Hauptformen dieser Marmorfabrikation sind daher die Bohrerarbeit und der Schliff des Marmors.

Durch die Erfindung des Bohrers, die den Griechen gedankt wird, hat die Bildhauerkunst eine große und schätzenswerthe Bereicherung ihrer technischen Mittel erfahren, und wir sehen, daß die griechische Kunst, in den Gewändern vornehmlich, ausgiebigen, aber ächt künstlerischen Gebrauch von der gewonnenen Freiheit gemacht hat. Bei den Römern beginnt die Bohrerarbeit bereits zur Manier auszuarten. Man benutzte

das Mittel nicht mehr bloß, um bestimmte im Sujet und in der Konzeption von selber liegende Wirkungen zu erreichen, sondern man sucht wohl oder übel Motive auf, um das Mittel anwenden zu können.

Nun ist der Bohrer aber wohl gut, das Gebiet der Möglichkeiten für die Plastik für den Nothfall zu erweitern; wenn man sich aber immer auf der Gränze der äußersten Möglichkeiten umhertummelt, so ist Gefahr, daß damit die eigenste Eigenthümlichkeit der Plastik, die Ruhe und Sammlung und die Herrschaft der einfachen lebendigen Form verloren geht. Die Gestalt hat hauptsächlich zu wirken, und diese bietet nur Flächen, keine löcherartigen Vertiefungen dar, ist also Arbeit für Meißel und Feile, nicht für den Bohrer. Dieser ist naturgemäß auf die Unterstützung angewiesen, hat das Feld seiner Thätigkeit in den Nebendingen, Kleidern, Geräthen, allenfalls — mit größter Vorsicht — in den Haaren.

Wird jedoch der Bohrer mit Vorkiebe und mit Orientation gebraucht, so greift er entweder in ein Gebiet über, das ihn nichts angeht (bohrt z. B. Augensterne, Nasenlöcher etc.), und das ist stilllos und wirkt allemal für das künstlerische Interesse tödtlich; oder seine Thätigkeit lenkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab vornehmlich auf die Nebendinge (sehr feine Stoffmuster, naturalistisches Weirwerk und Aehnliches); dann wird das Kunstwerk als solches von innen heraus vernichtet. — Daß der Bohrer an die Form des Lebendigen nicht oder nur ganz ausnahmsweise und unterstützend kommen darf, geht schon daraus hervor, daß er ein mechanisches Werkzeug ist, dessen Arbeit dem Wesen der organischen, und als solcher stets individuellen Form nicht adäquat ist.

Der Glanz auf der anderen Seite, den der Marmor durch Schleifen erhält, ist in doppelter Beziehung stilllos. Einmal ist Glanz überhaupt ein malerisches Motiv und Mittel, kein plastisches, und daher partiell — mit über und über glänzenden Bronzewerken u. dgl. ist es etwas Anderes! — nur in polychromer Skulptur zulässig. Zweitens aber hebt er das Wesen des Marmors auf: jenes Durcheinanderweben von stumpfen und glänzenden Theilchen, jene duftige Transparenz, auf der der Zauber des Marmors beruht, wird dadurch in die eisk und kalt zurückstrahlende Uniformität und Monotonie schlechter Porzellan glasuren verwandelt. Das Material muß aber in allen seinen Eigenschaften, selbst den indifferenten und hinderlichen, durch die Arbeit verklärt, nicht in

seinen schönsten und spezifischen alterirt und so der Idee nach vernichtet werden. Man ahmt Perlen in dieser Weise nach; aber auch das Auge glänzt in der Natur, selbst die Haut je nach der Beleuchtung. Man macht Wasserflächen (nebenbei noch schief und krumm!); ungläublich! das Durchsichtigste von der Welt, in dem man dem darstellenden Material seine natürliche Durchsichtigkeit nimmt; zc. Das ist eben lediglich ein Ausstramen technischer Mittelchen und Möglichkeiten, so billig wie nur denkbar, und, weil der Natur zuwider, nur auf den ungebildeten Geschmack berechnet.

Hiernach ist, bei gerechter Anerkennung des nach gewisser Richtung hin Geleiteten, das Urtheil über die gesammte italienische Skulptur der Neuzeit gesprochen. Doch wollen wir nicht vergessen zu bemerken, daß wir auf den verschiedenen Ausstellungen der letzten Jahre fast ausschließlich die norditalienische Skulptur, speciell die Mailänder Schule, vertreten gefunden haben, die am unmittelbarsten unter den geschilderten Einflüssen steht und leidet. Die Berücksichtigung auch dessen, was besonders Florenz hervorbringt, veranlaßt eine Modifikation des Gesamturtheiles. Allerdings aber muß trotzdem der vorstehend entwickelte als der dominirende Charakter der italienischen Plastik bezeichnet werden, der selbst bei den Werken der bedeutenderen und selbständigeren Künstler Mittelitaliens nicht selten zum Durchbruch kommt: sehr gewandte Technik ohne eine Spur von Individualität des Machenden und seines Werkes; sehr glatt und gewöhnlich, obwohl nicht ohne eine gewisse konventionelle, bedeutungslose Schönheit, so weit die eigentlichen Werkzeuge des Bildhauers reichen, Meißel und Feile; überprudelnd, wo es mit dem Bohrer los geht. Spitzen und Profatstoffe, Stückerien und selbst Nähte werden mit erstaunlicher Treue wiedergegeben. Am Boden fließt Wasser mit blitzblanken Flächen, und naturalistische Gräser und Kräuter, die doch nicht den Muth haben, frei und gerade zu stehen, sind durch den Minirer Bohrer dem Terrain abgewonnen. Stühle, Körbe u. dgl. werden bis auf die Faserung des Holzes, die Spuren des Schnitzmessers und der Zusammensetzung genau im Marmor nachgebildet. Alle Schreden aber offenbaren sich in Haaren und Aehnlichem. Wo all dergleichen nicht anzubringen ist, da erscheinen als Ersatz und Aushülfe verschleierte weibliche Gesichter oder andere stets unglückliche *tours de force*, zu denen ein wild gemordener Naturalismus die stilllose Kunst hinwegreißt. So weit sind

die Nachfolger des Canova kaum ein Menschenalter nach seinem Hinscheiden gesunken. —

Eine auch nur annähernde Vollständigkeit in der Aufzählung der Künstlernamen und der gelegentlich mit Auszeichnung genannten Werke kann hier nicht versucht oder erwartet werden. Nur diejenigen können Erwähnung finden, die sich auf Ausstellungen oder bei anderen Gelegenheiten hervorgethan haben, so viel Zufälliges auch hierbei mit auf das Urtheil und auf die Auswahl einwirken mag. Indessen thut dies gerade bei den Italienern weniger Schaden als bei den Künstlern anderer Nationalität, da doch im Allgemeinen voranzusetzen ist, daß dem auszeichnenden Erfolge immer eine individuelle Produktion zur Basis dient, und dem bezeichneten Totalcharakter der italienischen Plastik gegenüber eine deutlich und energisch ausgeprägte Individualität ihr unwidersprechlich Verdienstliches schon in sich selber hat.

Kein Zweifel, daß — wie schon bemerkt — künstlerisch der Schwerpunkt der italienischen Plastik zwischen dem antikisirend manieristischen Rom und dem naturalistisch handwerksmäßigen Mailand mitten inne liegt, da, wo die Wiege der Skulptur im Zeitalter der Renaissance gestanden hat: im früheren Toskana und seiner Hauptstadt Florenz. Aus der Masse heben sich zwei Gestalten, wenn auch nicht von durchgreifend genialer Anlage, so doch von ausgeprägter Eigenthümlichkeit und erstem Willen, als ächte und bedeutame Künstler hervor.

Um dem Aelteren den Vortritt zu lassen, beginnen wir mit Pio Fedi. Er wurde zu Viterbo im Jahre 1815 geboren, hat sich aber von seinem ersten Lebensjahre an fast immer in Florenz aufgehalten. Aus der Lehre eines Goldschmiedes ging er zur Kupferstecherkunst über, in der er sich — auffallend genug, da er einen Lehrer wie Toschi in der Nähe hatte, — auf der Wiener Akademie ausbildete und einige tüchtige Arbeiten lieferte. Ein Augenübel setzte jedoch dieser Beschäftigung ein Ziel, und noch schweren inneren Kämpfen ging er zur Bildhauerei über. Die Florentiner Akademie belohnte sein tüchtiges Streben mit Preisen und einem Stipendium für den Aufenthalt in Rom. Doch nur durch große Einschränkung und durch Uebernahme einiger Aufträge konnte er sich dort bei seinen beschränkten Mitteln behaupten. Durch einige von Rom eingesandte Arbeiten (Christus, der den Fallstüchtigen heilt, St. Sebastian, Cleopatra, sämmtlich in der Florentiner Akademie) gut empfohlen, fand er bei seiner Rückkehr nach Florenz

im Jahre 1846 Beschäftigung durch den Großherzog Leopold II. Er fertigte für zwei Nischen an den Uffizien die Standbilder Nicola Pisanos und Andrea Gialpina's (des Entdeckers des Blutumlaufs) und später im Auftrage eine Gruppe der ungetreuen Pia di Tolommei und ihres Gatten Nello della Pietra, nach Dante's Purgatorio V. und Sestini; diese Gruppe hat halbe Lebensgröße.

In den fünfziger Jahren arbeitete Fedi zwei große Gruppen als Erinnerungsdenkmäler, in deren einer — für den Marschese von Torrigiani bestimmten — seine trocken verständig berechnende Manier zum ersten Male schroff hervortrat, die ihn in einer ganzen Reihe nur folgender Werke in die Allegorie und oft in recht barocke Einfälle verfallen ließ. Die Kultur Toskana's; die Hoffnung, welche die Liebe nährt; die Liebe, welche die Seele aufrichtet; die Liebe, die Himmel und Erde beherrscht; der Genius des Fischfangs, — das sind seine nächsten und hauptsächlichsten Gegenstände. An dem Netz, das der Genius aus dem Wasser zieht, ist jede einzelne Masche ausgearbeitet. „Alle diese Allegorien“, sagt ein feinsinniger Beurtheiler in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ von 1867, sind gesucht und geben sich meistens ohne Erklärung nicht leicht zu erkennen; die Formen und Stellungen sind wohl fein und anmuthig, letztere aber oft zu momentan. Das schönste, herrlichste und in der Idee einfachste Werk dieser Richtung ist „die heilige Poesie“, eine Frau mit begeistert zum Himmel gewandtem Antlitz von hoher Schönheit, bekleidet mit antikem Gewande von edlem, einfachem und charaktervollem Faltenwurf (im Museo municipale zu Verona).

Den Gipfel seines Ruhmes aber erklimmte er erst mit seiner Pyrrhusgruppe, von der wir S. 147 eine Abbildung vorlegen. Sie stellt den Raub der Polyxena vor, und hebt sich durch Großartigkeit der Motive, durch Ernst der Durchführung und Gewalt des Ausdruckes höchst vortheilhaft und bedeutsam aus der Masse der gewöhnlichen italienischen Skulpturarbeiten heraus.

Schon im Jahre 1855 hatte Fedi das Gypsmodell vollendet und ausgestellt, und erntete enthusiastischen, überschwänglichen Beifall damit. Die Begeisterung stieg bis zu dem Punkte, daß, wie Aehnliches in Berlin seiner Zeit bei dem Auftreten der Amazone von Kitz geschah, die Società promotrice delle bello Arti den Versuch machte, das Modell ausführen zu lassen, um es an einem bevorzugten Platze öffentlich aufzustellen. Trotz aller Mittel scheiterte jedoch das

Unternehmen, innerhalb einer bestimmten Zeit die erforderliche Summe von 56,000 Lire durch eine öffentliche Subskription aufzubringen, als ein neues Komitee die Sache abermals in die Hand nahm, und so weit glücklich förderte, daß mit einem Zuschuß des Künstlers selber im Betrage von 2000 Francesconi der jetzt auf 13,000 Francesconi (= 74,800 Lire) festgesetzte Preis zusammenkam.

Mit rühmenswerthem Patriotismus hatte Fedi die glänzendsten und ehrenvollsten Anträge abgewiesen, deren Annahme ihn um die Ehre hätte bringen können, sein großes Werk dem Vaterlande zu weihen. Auch während der Arbeit wurde er durch verlockende, hohen Gewinn verheißende Anerbietungen in Versuchung geführt, doch widerstand er, treu seinen freiwillig übernommenen Verpflichtungen. Nach mehr als fünfjähriger Arbeit und nachdem schließlich ein lebhafter Kampf über den Platz der Aufstellung geführt war, konnte das Werk am 14. December 1865 unter der Loggia de' Ranzi zu Florenz feierlich enthüllt und der Öffentlichkeit übergeben werden.

Die in den Erzählungen der alten Dichter zerstreuten tragischen Momente sind von dem Künstler mit großem Geschick in engen Raum und einen überschaubaren Zeitpunkt zusammengedrängt und mit einem Minimum mannichfach kontrastirender Personen in Scene gesetzt. Pyrrhus raubt die jugendliche Polyxena, um sie dem heimtückisch gemordeten Erzeuger im Tode zu vereinen. Polites, der letzte der noch lebenden Brüder, der sie zu verteidigen gewagt, ist dem gewaltigen Rächer im ungleichen Kampfe erlegen; nur die Mutter, Hecuba, strengt noch einmal die Kräfte ihres Körpers und der Ueberredung an, das drohende Verhängniß abzuwenden, das ihr das letzte ihrer Kinder zu entreißen droht, — umsonst, der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. — Eine ausführliche und feine Analyse der Gruppe ist an der vorhin citirten Stelle gegeben; wir dürfen hier den Anreiz, uns tiefer in die Gedanken des Künstlers zu versenken, nicht nachgeben.

Der Aufbau der Gruppe zeugt von großem Geschick und weiser Berechnung, wenngleich nicht zu übersehen ist, daß keine andre Ansicht der von uns gegebenen an Ueberächtlichkeit und wohlthuendem Fluß der Linien gleicht. Rückt man den Augenpunkt nur um ein Weniges nach links, so verschwindet der obere Theil der Polyxena, und die Linien der Komposition hängen sämtlich sehr stark nach rechts hinüber, wie die Bäume

in einem Windbruch. Die im Todeskrampf noch einmal angezogenen, freischwebenden Beine des Polites, die unhaltbare, im Hinstürzen begriffene Stellung der Hecuba und manches Andere ist zu momentan und stört die plastische Ruhe. Dagegen ist der Ausdruck ebenso stark wie wahr und ergreifend, mögen auch die marmornen Thränen im Auge der Mutter ein allzu realistisches Mittel sein. Auch in der Ausführung des Einzelnen zeigt sich gelegentlich eine spielende Virtuosität, deren Charakterlosigkeit zu dem tief empfundenen Ernst der Aufgabe im Widerstreit sich befindet und lediglich als eine unbewusste, aber unpassende Concession an die herrschende Routine in der italienischen Marmortechnik erklärt werden kann.

Alles aber in Allem legt diese ein Drittel mehr als lebensgroße Gruppe Zeugniß von einem gebiegenen künstlerischen Willen und einem respektablen Können ab, sie verkündigt laut ihre Geburt aus der Idee heraus, und hat ihren Schwerpunkt auch wirklich behauptet in der Gestaltung aus diesem Centrum. Es ist kein äußerlicher Effeit mit kleinlichen Mitteln gesucht, sondern wo, wie an gewissen Stellen nicht gelehnet werden kann, ein Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck, zwischen Form und Idee zu Tage tritt, da haben wir als eine ziemlich weit reichende Entschuldigung die ganz enorme Schwierigkeit der Aufgabe gelten zu lassen, und uns zu erinnern, daß es dem Künstler oblag, sich von den lästigen Fesseln einer aufdringlichen und vorlauten Virtuosität des Handwerkes zu befreien, um nur die Möglichkeit zu gewinnen, von der Idee ausgehend, d. h. wahrhaft künstlerisch zu produciren.

Zu gerechter Erwägung dieser Umstände und des thatsächlich Erreichten glauben wir nicht aufsehen zu dürfen, diese Schöpfung als die bedeutendste der modernen italienischen Plastik anzusprechen. Außer Porträtbüsten, deren sehr lebendiger Ausdruck gerühmt wird, hat der Künstler diesem Hauptwerke bis jetzt nichts Erhebliches folgen lassen. Indessen seine Stellung in der modernen Kunstgeschichte scheint dadurch gesichert. Dennoch hat ein anderer Künstler und ein anderes Werk ihn um den Ruhm gebracht, allgemein und unbestritten der Erste zu sein.

Die Gelegenheit, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, und eine Aufsehen erregende Auszeichnung haben jedenfalls Duprè's Pietà mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Giovanni Duprè ist am 1. März 1817 zu Siena geboren, und erlernte das Handwerk



ΥΜΕΙΣ ΕΜΕ ΠΑΡΑΜΟΧΥΤΑΙ ΣΥΜΠΝΕΚΤΕ
ΚΑΙ ΟΙΟΙ ΤΟΟΜ ΤΟΝ ΗΡΩΟΔΟΣ ΣΥΝΕΚΤΑΙ
ΕΑΙ ΝΕΚΟΙ ΤΕ ΤΩ, ΑΓΕ ΕΕΑΤΟΜΕΝ

seines Vaters, eines dürftigen Holzschneiders; von Florenz aus, wo die Familie wohnte, suchte er Beschäftigung in den Städten Toskana's umher, ohne jedoch Befriedigung in seinem Beruf zu finden. Da trieb ihn ein verzweifelter Entschluß nach Livorno: die dort herrschende Cholera sollte seinem Leben ein Ende machen; doch ein ungehoffter Zufall ließ ihn Halt finden und mit neuer Kraft und erhöhtem Muthe zu einem verächtlichen Leben zurückkehren. Er verliebte sich in ein Landmädchen, und dieses reichte ihm die Hand, unter der Bedingung, daß er seinem tollen Leben entsage. In Florenz an ihrer Seite fing er nun an, nach der gewohnten Arbeit des Tages nach Gyps zu zeichnen und nach der Natur zu modelliren, wobei er durch einen jungen Bildhauer unterstützt wurde, dessen Freundschaft er gewonnen hatte. Bald darauf, 1840, gewann er auf der Akademie einen Preis, ohne ihr Schüler gewesen zu sein.

So durch inneren Drang zu der Kunst getrieben, durch die Liebe an die Kunst gebracht und durch die Natur in der Kunst unterwiesen, vereinigte er aufs glücklichste viele Momente, die für seinen neuen Beruf Gutes verkündigten. Ja, es war vielleicht ein besonderer Vorzug, daß er außerhalb der Schule sich entwickelte; er war so in keiner Weise beeinflusst und konnte nach seiner Individualität sich entscheiden. Er wurde der naturalistischen Richtung Bartolini's zugeführt. Schon gleich sein Erstlingswerk zog die Aufmerksamkeit dieses Meisters auf sich. „Das Geschick der Bildhauerei ist gesichert, und für immer der slavische Manierismus verbannt“, schrieb dieser, als er Duprè's erschlagenen Abel gesehen hatte; eine bedeutsame Empfehlung beim ersten selbstständig gewagten Schritt auf einer mühsam eingeschlagenen Künstlerlaufbahn!

Der Abel ist im Wesentlichen eine ziemlich slavische Nachbildung des Modells, in einer dem ruhigen Schlaf weit mehr als dem gewaltsamen Tode angemessenen Stellung, mit schönem lockigem Kopf und weich modellirten Körperformen. Die Figur fand allgemein großen Beifall und veranlaßte mehrere Bestellungen. Die Großfürstin Maria von Rußland ließ als Pendant und Ergänzung einen Kain machen; in dessen hatte dieser geringeren Erfolg. Der Naturalismus verleitete zur Unschönheit. Die Charakteristik in den Körperformen beschränkt sich nebst einer theatralischen Haltung auf eine harte Accentuirung des anatomischen Details, und der Ausdruck des Kopfes versinkt in die Widerwärtigkeit eines fast chargirten individuellen Verbrecher-

popses. Auch ein Giotto und ein heiliger Antonius, die er in den folgenden Jahren für die Loggien unter den Uffizien in Florenz auszuführen hatte, zeigen einen so übertriebenen, auf das Gewöhnliche gerichteten Naturalismus, daß die Wirkung der von Monumentalwerken erwarteten fast entgegengesetzt ist.

Da bekam er plötzlich idealistische Gewissensstrupel. Eine vielgelesene ästhetische Schrift und der Anblick der Werke Canova's in Rom (das er 1856 auf der Rückreise von Neapel besuchte) bewirkte diese Umwandlung seiner künstlerischen Anschauungen. Zwar gab er den engen Anschluß an die Natur dem zu Liebe nicht auf; wohl aber war er bestrebt, seine Modelle immer mit strenger Wahl dem gerade zu bildenden Werke anzupassen und in die körperlichen Formen den Ausdruck einer Idee zu legen; doch fehlte es hierbei nicht an Mißgriffen. Auch der kühl berechneten Allegorie zahlte er seinen Tribut. Auf dem Untersatz für eine ägyptische Porphyrbase stellte er in einem Hautreliefstreifen allegorisch die Wanderungen der Bafe dar; lauter gute Figuren, aber keine Komposition; eine Ueberhäufung mit Sinnbildern und Mangel an sinnlicher Deutlichkeit der Darstellung. Einen eigenthümlichen Eindruck bringen die Köpfe hervor, denen ein Zug tiefer Melancholie gemeinsam ist.

Hat dieser Charakter hier etwas Monotonen, so ist er begreiflicherweise in seiner Sappho (1857) im höchsten Grade wirkungsvoll, weil er in dem Motive begründet, ja erfordert ist. Die Dichterin, auf einem Felsen sitzend, in grauwohle Erinnerungen an ihre Liebespein verjunken, scheint sich in Todesgedanken hineinzuträumen. Eine weich elegische Stimmung, von keinem Mißton durchbrochen, durchweht das ganze Kunstwerk; einige kleine Härten der Modellirung vermögen dem trefflichen Werke nicht zu schaden. — Andere Arbeiten, in denen sich — nicht eben glücklich — eine Anlehnung an die Bildungen der Frührenaissance bemerkbar macht, können nebst vielen minder bedeutenden hier nicht erwähnt werden. Wir haben zum Abschlusse dieser Skizze zunächst diejenigen beiden Hauptwerke seines Lebens zu betrachten, die ihm auf der Pariser Weltausstellung von 1867 den großen Ehrenpreis eingetragen und seinen Ruhm in den weitesten Kreisen bekannt gemacht haben.

Das erste ist ein Hochrelief in der spitzbogigen Künette des Hauptportales von S. Croce, den Triumph des Kreuzes darstellend. Raum irgend in einem anderen unter seinen Werken drängt sich die Berechnung so stark hervor auf

Kosten der künstlerischen Erfindung wie hier. Unter dem hochragenden, von einer Strahlen-
glorie und Wolken (!) umgebenen Kreuz zeigen sich
zu beiden Seiten Gruppen historischer Personen,
zwischen ihnen ein Sklave in Ketten, der auf-
blickend von dem Kreuze Erhörung hofft. Der
Bann der Langweiligkeit und der konventionellen
Bedeutbarkeit, unter dem unsere gesammte reli-
giöse Kunst leidet, verhindert auch dieses im
Technischen tüchtige und solide Werk, Leben zu
entfalten. Die symbolische Geschichte bleibt steif
und armselig — künstlerisch zu reden —, so viel
Gedankenreichtum auch in das Programm hinein
gerechnet werden mag.

Für sich allein würde dies Relief Dupré in
Paris nicht gar hoch haben steigen lassen; aber
es war begleitet — außer früher schon erwähnten
Werken — von einer (1863—65 gearbeiteten) Mar-
morgruppe, die von solchem unkünstlerischen We-
sen gründlich frei war, und Dupré's Streben und
Genie im glänzendsten Lichte erscheinen ließ, seiner
Pietà (s. die Abbildung auf der Tafel).

An den Entwurf dieses Werkes knüpft sich
eine interessante Künstlerlegende, die deshalb be-
merkenswerth ist, weil sie — ob thatsächlich be-
gründet oder nicht — die grundsätzliche Ver-
schiedenheit der ganzen Kunstart in diesem Werke
gegenüber Dupré's gewöhnlicher Praxis treffend
konstatirt. Die Gruppe war vom Marchese Rus-
spoli für den Kirchhof der Misericordia zu Siena
bestellt; vergebens aber quälte sich der Künstler,
mit dem Modell ins Reine zu kommen. Die
besten Intentionen und die sorgfältigsten Ueber-
legungen führten ihn zu unschönen, eckigen und
verwickelten Linien. Da sah er plötzlich im
Traume die lange gesuchte Gruppe in schönem
Linienflusse vor sich; er erwachte, eilte in sein
Atelier und formte die Skizze zu dem nun fertig
vorliegenden Werke. — Und wie er hier von der
Berechnung und dem Versuch auf die künstlerische
Intuition geleitet wurde, so führte ihn ein Zu-
fall von der übermäßigen Gebundenheit der
Naturnachahmung zur Darstellung gefäulterter
Formen: ein schönes Modell, das er für den
Christus benutzt hatte, starb, hinterließ aber einen
so lebhaften Eindruck in seiner Phantasie, daß
er nach diesem wesentlichler als nach neuen Mo-
dellen seine Arbeit fortsetzte und vollendete.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Pietà
Dupré's vorzüglichstes Werk, ja daß sie eine
absolut bedeutende Schöpfung ist. Die Formen
sind von ungewöhnlichem Adel (obwohl im
Körper des Christus allzu schwächlich), und der
Ausdruck ist angemessen und energisch; daß die

Ausführung trefflich ist, versteht sich bei Dupré
von selbst. Nichtsdestoweniger läßt sich mit Recht
viel gegen das Werk einwenden. Die Gruppi-
rung, die sich schon von dem Gesetze gleichmäßiger
Vertheilung der Massen emancipirt hat, ent-
wickelt sich nicht natürlich, hat etwas Gemachtes
und Unruhiges, und während der Oberkörper
Christi uns einen Schlafenden vorzustellen
scheint, tritt in den Beinen der „langhinstreckende“
Tod mit unschöner Wahrheit auf. Der Aus-
druck im Kopf der Maria ist edel und tief, ihre
ausgebreiteten Arme aber in der Situation nicht
nur nicht begründet, sondern sogar unbegreiflich.
Man verlangt nach einer Vertikung des Leich-
nam's, vor der die Maria hier den Anschein hat
sich zu scheuen. Daß in der Accentuirung ruhiger,
wo möglich liegender Figuren und in
manchen einzelnen aus Früherem wiederholten
Motiven eine gewisse Einförmigkeit der Phantasie
bemerkbar wird, bescheiden wir uns vorsichtig
anzudeuten.

Eigenthümlicher Weise gipfelt auch die mo-
derne deutsche Plastik nach einer Richtung in einer
Pietà, dem Meisterwerke Rietschels, das auf der
Pariser Weltausstellung von 1855 den ersten Preis
davontrug. Wir werden später Veranlassung neh-
men, eine instruktive Vergleichung zwischen der
Lösung durch den italienischen und durch den
deutschen Künstler anzustellen.

Dupré hat für sich durch die Gruppe einen
enormen Fortschritt gemacht. Steht auch am
strengsten Maßstabe gemessen sein Werk an acht
plastischem Sinn und allseitig befriedigender
Vollendung hinter Zedi's Pyrrhusgruppe zurück,
so hat sich doch der Künstler in ihm mit diesem
Werke zur Freiheit hindurchgerungen. Beweis
dafür ist besonders das großartige und gewaltige
Werk, das ihn seit Jahren beschäftigt, ein Mo-
nument von acht patriotischer Bedeutung, würdig
der höchsten Anstrengung und fähig, die Be-
geisterung eines Künstlers zu erregen, das Denk-
mal Savours für Turin. Zehn allegorische
Figuren in dreifacher Lebensgröße umgeben das
Postament für die Kolossalstatue des großen
Staatsmannes. In der Art, wie diese Allego-
rien, deren ein Theil fertig dasteht, behandelt
sind, offenbart und bestätigt sich die Festigung
des Künstlers in seinen Anschauungen. Von allem
hergebrachten Formel- und Floskelkram hat er
sich losgesagt, und die darzustellenden Begriffe
so personificirt, daß die bloße Gestalt durch Aus-
druck des Gesichtes und Stellung des Körpers
ohne ausschelfende Attribute als Trägerin und
Repräsentantin ihrer Bedeutung erscheint. Wenn

der Meister in gleichem Sinne fortarbeitet und er durch frühere Mißfolge gewarnt sich vor einer elenden Anordnung der architektonischen Theile seines Werkes zu hüten versteht, so wird sicher ein großartiges und des Schöpfers der geeinigten Italia würdiges Denkmal aus seinen Händen hervorgehen.

Von anderen Florentiner Bildhauern läßt sich wenig berichten. Charakteristisch für die Art, wie die Umgebung voll der schönsten plastischen Kunstschöpfungen der besten Renaissancezeit auf die jetzigen Künstler des alten Landes Toscana wirkt, — auch Duprè, sahen wir, stand zeitweilig unter der Vormäßigkeit dieses Einflusses, — ist die meteorartig aufgetauchte Celebrität — Ruhm kann man in diesem eigenthümlichen Falle kaum recht sagen — des Giovanni Bastianini. Aus Fiesole gebürtig, Schüler Fedri's und Torrini's, verlegte er sich auf Anleitung des letzten Meisters auf die Nachahmung von Bildwerken des 15. Jahrhunderts, worin er eine ganz bewunderungswürdige Fertigkeit erlangte. Sein Name wurde mit sehr zweideutiger Auszeichnung zuerst öffentlich genannt und bekannt, als im Januar 1866 eine Terracottabüste, den Florentiner Philosophen Girolamo Benivieni, den Freund des Savonarola, darstellend, auf einer Auktion in Paris um beträchtlichen Preis für den Louvre angekauft und als ein unzweifelhaftes und ganz vorzügliches Werk aus dem 15. Jahrhundert, als welches es schon seit einigen Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten Furore gemacht hatte, den Sammlungen einverleibt wurde, bald darauf aber von Florenz aus schriftliche und scheinbar glaubwürdige Zeugnisse dafür eingingen, daß die in Rede stehende Büste von Bastianini nach dem Modell eines inzwischen verstorbenen Arbeiters in einer Tabakfabrik gefertigt sei. Der Streit entbrannte sehr heftig, wurde aber und wird noch jetzt von beiden streitenden Parteien mit vollster Ueberzeugung als zu ihren Gunsten entschieden betrachtet; und anders als mit Wahrscheinlichkeitsgründen wird die Entscheidung — jedoch wohl zu Gunsten der Aechtheit des Werkes — schwerlich mehr gegeben werden können. Der Generaldirektor der kaiserlichen Museen in Paris, Graf von Nieuwerkerke, selbst Bildhauer und Sammler, wollte zu dem heroischen Mittel greifen, bei Bastianini für 15,000 Franken ein Pendant zum Benivieni zu bestellen. Der Künstler antwortete sehr hochfahrend und ausweichend, da ihm der Auftrag noch gar nicht officiell gemacht war. Inzwischen starb er, erst 33 Jahre alt, am 29. Juni 1868

und erhielt eine sehr ehrende Grabchrift, in der ihm die vortreffliche Benivienibüste als sein unzweifelhaftes Eigenthum vindicirt wird. Wie weit eine solche slavische Nachahmung eines früheren Kunstcharakters einem modernen Künstler zu wirklichem Ruhme gereichen würde, lassen wir dahingestellt sein.

Ein paar andere Florentiner, die sich auf Ausstellungen bemerkbar gemacht haben, genügt es, mit wenigen Worten zu erwähnen. Von Doardo Fantacchiotti ist uns besonders eine Eva mit der Schlange und ein Ganymed mit dem raubenden Adler bekannt geworden. Beide Werke haben jene gleichgültig hübschen Formen, welche von einer Art künstlerischer Demi-monde kultivirt werden, zeichnen sich aber daneben noch durch eine ganz wunderbare Portion hausbackener Gemüthlichkeit aus; jeder ideale Aufschwung bleibt solchem Geiste fremd. — Aristodemo Costoli bleibt im akademischen Studium stecken; Emilio Santarelli arbeitet sehr gewöhnliche Köpfe; Ulisse Cambi verräth feinerlei bedeutende Intention. Auch Amalia Duprè, die Tochter des berühmten Bildhauers, müssen wir nennen: ein Giotto als Kind, Büste, ist in der That recht lieblich.

Ohne Zweifel eines der allervorzüglichsten italienischen Skulpturwerke auf der vorjährigen Münchener internationalen Kunstausstellung nannte den Florentiner Emilio Zocchi seinen Urheber, dessen Schuzugehörigkeit uns indessen zweifelhaft ist. Er erscheint wesentlich von dem gleich an konkreten Beispielen zu schildernden technischen Manierismus Oberitaliens beeinflusst, dem er gelegentlich rückhaltlos verfällt. Sein genanntes Werk stellt den jungen Michelangelo dar, wie er in den Gärten der Mediceer aus frischer Faust einen Faunkopf aus dem Marmor herausmeißelt. Die Motivirung ist sehr glücklich, der Eifer bei der Arbeit wahrhaft rührend, und die unter der riesigen Knabenhand werdende Maske ausgezeichnet und sehr verständnißvoll behandelt. Freilich der plastische Charakter des ganzen Werkes ist nicht sehr einleuchtend. Den gemusterten Rock lassen wir gelten, aber so ein formloser Block, wie der, auf dem der kleine Künstler reitet, geziemt sich doch nicht für die Mitte eines plastischen Werkes; und Instrumente, die von Marmorstaub fast verschüttet sind, lassen sich auch plastisch nicht wiedergeben. So ist die gleichwohl sehr anziehende Schöpfung specifisch malerisch gedacht; sie sollte eigentlich nur von der rechten Seite des Knaben und ein wenig von vorn her

betrachtet werden. Doch ist der Eindruck des Ganzen freundlich. Wie unberechenbar aber die italienischen Bildhauer sind, beweist schlagend der Umstand, daß dieser selbe hier so beifallswürthe Künstler auch die „Glücklichen Kinderträume“ (von der nämlichen Ausstellung) stündigen konnte, ein Wickelkind wie eine Puppe eingebündelt, in einem runden Korbe auf Kissen und Decken liegend, und das alles lebensgroß in Marmor ausgehauen! Daß das nur Handarbeit, keine Kopfarbeit ist, liegt auf der Hand. So etwas ist der Hohn auf alle Plastik.

Nicht minder freilich ein Werk, welches von einem andern Florentiner in München vorlag, und in dem eine didaktische Tendenz die Grundidee bildete. Es war eine große Gruppe von Salvatore Grita. Der hat nun einmal nicht bloß wieder dreschen wollen, was schon tausendmal gedroschen war, er hat tiefer gehen wollen, aber dabei geht die Kunst aus den Fugen. Mit ungeheurem Pathos „alla coscienza dei governi dedica Grita“ widmet Grita dem Gewissen der Regierungen die Darstellung einer Episode aus dem Bombardement von Palermo, wahrscheinlich als Mitglied irgend einer internationalen Friedensliga, um gegen die Schrecken des Krieges zu plaidiren, und schildert mit einer Begeisterung und Hingabe, die eines — wenn nicht besseren, so doch — künstlerischeren Zweckes würdig wäre, die Greuel der Verwüstung. Nur schade, daß man einen Wegweiser braucht, um sich in dem Haufen von Trümmern und Gliedmaßen „auszufenen“.

Den Florentinerin schließt sich endlich auch noch der einzige bemerkenswerthe Bildhauer Siena's an, Tito Sarocchi, aus Duprè's Schule hervorgegangen, und ihm, mit Ausnahme des schöpferischen Geistes, nahe verwandt; er ist hauptsächlich mit umfangreichen Restaurationsarbeiten in seiner Vaterstadt beschäftigt, wozu ihn sein Studium der alten Meister fast in gleichem Maße wie Bastianini befähigt.

Bruno Meyer.

Die Leipziger Theaterbewegung der letzten Jahre und Heinrich Laube. Von den ersten Anfängen der lebenskräftigen Entwicklung der modernen deutschen Schauspielkunst an, wie wir sie in den ersten Decennien des vergangenen Jahrhunderts wahrnehmen, bis herab auf die neueste Zeit, ist die Leipziger Bühne, abgesehen von den bedeutendsten Hoftheatern, dauernder und charakteristischer denn irgend eine andere, immer als ein bewegender und anregender Mittelpunkt in der Geschichte des deutschen

Theaters hervorgetreten, und Ereignisse von epochemachender Bedeutung für Schauspielkunst und Bühne haben im Laufe des ohngefähr 150-jährigen Zeitraumes, welchen die Geschichte des Leipziger Theaters, von jenem denkwürdigen bahnbrechenden Auftreten der Schauspielgesellschaft des Magisters Joh. Beltheim an bis zu dem vor Monatsfrist erfolgten Rücktritt Heinrich Laube's erfüllt, mehr denn einmal die Blicke aller Theilnehmenden auf das provinziale Leipzig hingelenkt. Freilich fehlte es auch nicht an langen Zwischenräumen, in denen das Leipziger Theater, im wohlfeilen Vollgefühl einer nicht verbleichenden traditionellen Glorie, sein Dasein kümmerlich im bequemen Pfade der Bedeutungslosigkeit dahin fristete. Die nie verlöschende Erinnerung an eine ehrenvolle Vergangenheit war aber immer wieder ein kräftiger Sporn für den Lokalpatriotismus, eiferfüchtig darauf zu wachen, daß die Leipziger Bühne, entsprechend der vorgeschrittenen Stellung der Stadt und der Schauspielkunst, die frühere Höhe noch einmal wiedererreiche.

Diese Theilnahme des Publikums, ja diese Aufmerksamkeit Deutschlands erhielt in den letzten verfloffenen Jahren erneuerte Spannkraft; sie gipfelte sich endlich in einer Weise, wie es lange vorher wohl nicht der Fall gewesen. Das mehr oder weniger bestimmte, in den weitesten Kreisen verbreitete Gefühl von der Bedeutung Leipzigs für die deutsche Schauspielkunst, die achtungserweckende sociale und nationale Stellung Leipzigs im deutschen Vaterlande, hatte den theatergeschichtlichen Ereignissen Leipzigs, welche ja sonst nur lokalen Interesses wären, rasch eine weit über dieses hinausgehende Wichtigkeit beigelegt, die nun aus oben angedeuteten Gründen verallgemeinert.

In Rücksicht darauf dürfte es wohl erlaubt sein, die jüngste Leipziger Theatergeschichte, insbesondere die in derselben so gewichtig hervortretende Wirksamkeit Laube's, von allgemeinen Gesichtspunkten aus einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen, eine Aufgabe, die übrigens um so schwieriger ist, als in diesem Augenblick die mehrjährige Theaterbewegung eigentlich noch immer nicht einen definitiv ruheberheißenden Abschluß gefunden hat. Zum innern Verständniß der Leipziger Theaterbewegung, welche die bekannte Katastrophe: den Sturz Laube's, reifte und herbeiführte, ist es nothwendig, zunächst in der Zeit etwas weiter zurückzugreifen, nicht minder die socialen und lokalen Verhältnisse Leipzigs in Betracht zu ziehen.

Als geeigneten Ausgangspunkt unserer geschichtlichen Entwicklung wählen wir das Jahr 1866. Am 6. Oktober des genannten Jahres feierte das alte Leipziger Theater sein 100jähriges Jubiläum. Es hatte ein Säkulum hindurch in würdiger Weise der Kunst gedient, aber es hatte auch bald ausgedient. Denn schon erhoben sich auf dem Augustusplatze die stolzen Gerüste, innerhalb welcher der Schauspielkunst eine neue Stätte, unendlich größer und großartiger als jenes 100jährige bescheidene Haus, erstehen sollte.

Das neue Haus näherte sich bereits seiner Vollendung; gleichzeitig lief der Kontrakt mit dem bisherigen Pächter des alten Theaters, dem Direktor v. Witte, zu Ende. Es handelte sich nun um die wichtige Frage, an wen das neue Theater, beziehungsweise ob es überhaupt wieder verpachtet werden solle. Denn in der öffentlichen Meinung hatte sich eine Strömung gebildet, welche jede Verpachtung für verwerflich und die städtische Verwaltung als das einzig richtige Princip der Theaterleitung bezeichnete. Diese Partei war aber damals noch entschieden in der Minderheit; sie fand auch in der Presse nur vereinzelt Ausdruck. Am allerwenigsten aber fand sie Anklang bei den städtischen Behörden, welche, von politischen Erwägungen ausgehend, die Verwaltung des Theaters als außerhalb ihres natürlichen und staatlich vorgezeichneten Kompetenzkreises liegend, entschieden ablehnten.

Ueber die Personalfrage herrschte damals ziemliche Einmüthigkeit. Die Wiederwahl des Herrn v. Witte, welche unter zahlreichen Bewerbern von Seiten der städtischen Behörden erfolgt war, entsprach im Großen und Ganzen den Wünschen des interessirten Publikums. Witte hatte sich ein paar Jahre hindurch als geschickter Theaterdirektor bewährt; ihm war es gelungen, volle Häuser zur stehenden Regel zu machen. Er manipulirte mit großer Gewandtheit mit Gästen und Novitäten, trug dem Geschmack des Publikums die weiteste Rechnung, sorgte für unterhaltende Abwechslung und ließ es sich in gewissen Punkten, namentlich was Engagements namhafter Kräfte und Ausstattungen anlangt, viel Geld kosten. Das Publikum fühlte sich dabei ganz wohl, Herr v. Witte noch viel wohler, denn er machte ausgezeichnete Geschäfte. Der Drang, Geschäfte zu machen, war bei ihm zweifellos viel mächtiger, als das Bestreben einer ächt künstlerischen Leitung. — Was aber allmählig an seiner Leitung unangenehm bemerkt wurde, war der Mangel eines jeden

Princips, ohne welches ein gutes Theater nicht denkbar ist. Das Repertoire wurde zusammengesezt nach Laune, Willkür und zufälligen Umständen; die Aufführungen waren oft mit einer gewissen Leichtfertigkeit vorbereitet, die in jener Repertoirewillkür ihren Grund hatte. Es ist wichtig, diese Uebelstände, zu denen noch mehrere andere unessenlicher Natur hinzukamen, hervorzuheben, da Laube's spätere Wirksamkeit immer unter dem Drucke des Vergleiches mit der Witte'schen Wirksamkeit stand. Wenn die erwähnten Uebelstände den innern Kern betrafen, so war die äußere Schale, nach welcher doch immer im Großen geurtheilt wird, desto glänzender. Ueberdies hoffte man, daß in neuen Häusern auch ein neuer Geist die Direktion beseelen und dieselbe Abhülfe in den angeführten Beziehungen schaffen würde.

Leider war, zum großen Theil allerdings ohne Verschulden der Direktion, eher das Gegentheil der Fall. Die Eröffnung des neuen Theaters war am 28. Januar 1868 erfolgt, ein Termin, der für die in vielen Punkten noch gänzlich unvorbereitete Direktion viel zu früh war. Namentlich war bei dem Mangel an den selbst nothwendigsten Dekorationen nur ein Nothrepertoire möglich, und je größer die allgemeine Spannung war, desto unangenehmer wirkte die Enttäuschung.

Dieser Nothzustand denn gab schon nach 3 Monaten einer kleinen Partei die Gelegenheit, auf die Direktion mit allen nur erdenklichen Mitteln in sogenannten „Flugblättern“ loszufahren. Was von vorn herein diese Art der Kritik dem ganzen gebildeten Publikum verdächtig machte, war die maßlose Arroganz, mit der sie auftrat, ohne gleichzeitig den Muth zu haben, die Sache, die angeblich gute Sache, mit Namen zu vertreten! Aus dem Verstecke heraus wurde in der widernünftigsten Weise Alles, was die Direktion je geleistet, Gutes oder Schlechtes, in den Staub gezogen, und überschwängliche Phrasen sollten die Leser von den hohen Ideen der Verfasser jener Schmähartikel überzeugen.

Troßdem die „Flugblätter“ davon geträumt, daß sie als Organ der ganzen „Geistesaristokratie“ ein ewiges Leben fristen würden, gingen sie schon, nachdem nothdürftig etwa sieben Nummern herausgebracht waren, mit der allgemeinen Acht beladen zum Tode ein. — Leider aber hatte das animose Organ noch vor seinem Untergang seinen Zweck vollständig erreicht, nämlich um jeden Preis Herrn v. Witte vom Throne zu stürzen.

Gleich anfangs war nun in den „Flugblättern“ von Zeit zu Zeit der Name Heinrich Laube als das Ideal eines zukünftigen Leipziger Theaterdirektors aufgetaucht. Später schrieben die „Flugblätter“ Laube geradezu auf ihr Papier und setzten eine eifrige Agitation für ihn in Scene. Laube war damals gerade wegen jenes bekannten Konfliktes von der Direktion des Wiener Hofburgtheaters zurückgetreten, also frei in der Wahl seiner zukünftigen Stellung. Wieder eine Direktion anzunehmen, und noch dazu an einem Theater von der Bedeutung des Leipziger, konnte für ihn nur angenehm sein; es bot ihm ja das unter Umständen die willkommenen Gelegenheit, der stolzen Hofburg zu zeigen, was ein freies Stadttheater unter seiner Führung leisten könne. Die Verhandlungen zwischen Wien und Leipzig wurden sehr eifrig gepflogen; namentlich war es Herr v. Witte selbst, der Laube zu bewegen suchte, in seinen Kontrakt einzutreten.

Die hier dargelegten Umstände, unter welchen Laube nach Leipzig kam, sind wichtig für die Erklärung so mancher späteren Ereignisse. Wie sich diese auch immer gestalteten, so viel ist gewiß, daß Laube's Einzug in Leipzig, welcher am 1. Februar 1869 erfolgte, unter großem Jubel der Kunstfreunde geschah. Man setzte einen gewissen Stolz darein, den langjährigen Leiter des Wiener Hofburgtheaters, den weltbekannten Schriftsteller und Dramaturgen Heinrich Laube zur Leitung des Leipziger Stadttheaters gewonnen zu haben, man freute sich auf den edlen Wettkampf, den das Leipziger Stadttheater mit den Hoftheatern eröffnen würde; man sah schon im Geiste das Erbklischen einer neuen Aera der Schauspielkunst auf dem historischen Boden Leipzigs, einer nationalen — Musterbühne.

Das war etwas viel, zu viel Begeisterung, als daß nicht hätte allmählig eine Ernüchterung eintreten sollen.

Laube selbst war übrigens an diesen hochgepannten Erwartungen des Publikums unschuldig. Er hat sie nicht nur nicht geweckt, sondern war im Gegentheil anfänglich bemüht, sie einigermaßen herabzustimmen. Denn das war die Tendenz jenes bekannten Programms, welches er am 31. Januar 1869 durch die Tagespresse „An die Bewohner Leipzigs“ richtete. — Die fast übermäßige Zaghaftigkeit, mit welcher er darnach an seine Leipziger Aufgabe herantrat, war eigentlich nicht unklug berechnet: sie sollte ein Präservativmittel gegen alle diejenigen Angriffe sein, welche er in richtiger Erkenntnis

der Leipziger Verhältnisse voraussah. Das Mittel hat aber freilich, wie die Zukunft gelehrt, keine nachhaltige Wirkung geübt. Die Bescheidenheit seiner Versprechungen, wie sie wenigstens in den geschriebenen Worten in einer sehr angenehmen berührenden Weise zu Tage trat, hat schließlich nicht in eben dem Maße die Bescheidenheit der Anforderungen des Publikums zur Folge gehabt.

Unsere Ansicht geht im Allgemeinen dahin, daß in manchen Punkten Laube redlich das erfüllte, was er im Programm versprochen und damit die an ihn geknüpften Hoffnungen erfüllt und gerechte Anerkennung verdient hat, daß er in andern Punkten nach Lage der Sache Besseres und den Wünschen des Publikums Entsprechendes hätte leisten können und müssen, als er versprochen, daß er in einigen sogar nicht einmal den Standpunkt seines Programms streng innegehalten hat, daß er endlich in gewissen Punkten sich im principiellen Widerspruch mit Kritik und Publikum befunden hat. Und was das Wichtigste ist: nicht der Hinblick auf jenes Programm und die mit diesem in Bilanz gestellte Wirksamkeit selber war es allein, welcher die Mißstimmung gegen ihn hervorgerufen und genährt und nach verhältnißmäßig so kurzer Zeit zum Ueberlaufen gebracht hat. Es kamen vielmehr manche äußere Umstände oder besser Uebelstände hinzu, deren Nichteintreten nicht wohl im Programm vorausgesagt werden konnte, die aber, als sie sich einstellten, den vorhandenen Mißwillen sehr steigerten und, sobald eine geeignete Gelegenheit da war, zum Ausbruch brachten.

Wir wollen versuchen, unser Urtheil, so weit es zunächst die principielle Bühnenleitung Laube's anlangt, unter Zugrundelegung seines eigenen Programms zu begründen.

Er sagte gleich im Anfange: „Ich bin wohl nicht im Stande, ein Theater ersten Ranges in Oper und Schauspiel zu errichten und zu erhalten. Dazu sind die großen Mittel einer großen Stadt nöthig, und selbst in den großen Städten sind immer noch besondere Zuschüsse erforderlich. Namentlich ist die heutige große Oper nur mit großen Geldmitteln zu ermöglichen. Nur ist zwar Leipzig, Gott sei Dank! eine wohlhabende Stadt, aber es ist mit kaum hunderttausend Einwohnern doch nur eine Mittelstadt und — sein Stadttheater zahlt Pacht. Mögen sich die Ansprüche darnach einigermaßen bemessen!“

In diesem Passus, der so sehr an die Spitze gerückt ist, lag bereits eine offenbare Verkennung der Leipziger Theaterverhältnisse. Die erste Sorge, welcher Laube bei Antritt seiner Direktion

bedenklichen Ausdruck gibt, betrifft das — Geschäftliche. Und dieses Geschäftliche lastete leider wie ein Alp auf ihm während seiner ganzen Direktion. Er hat Angst, daß die Ansprüche des Publikums nicht mit den Einnahmen des Theaters in Einklang stehen, daß die Mittel nicht ausreichen, um sie zu befriedigen, daß speciell der Pachtzins von 6000 Thalern, wozu er sich trotz anfänglicher Weigerung bereit erklärt hatte — ein schweres Hinderniß für ihn sei. Und diese Angst lähmte seinen Schwung und die freie Entfaltung seines Willens und Könnens nach allen Seiten. In der Befürchtung, sonst wo möglich zusehen zu müssen, wurde er in den Ausgaben, selbst den nothwendigen, immer ökonomischer; er suchte zu sparen, wo es nur anging, er rechnete viel mehr, als nothwendig und der künstlerischen Leitung heilsam war. Und wenn in Rücksicht darauf ihm später Rudolph Gottschall die Worte entgegenstellte: „Der Geschäftsmann Laube hat den Dramaturgen Laube todt geschlagen, oder mindestens bedenklich lädirt“, so fanden sie in ihrer letzten Beschränkung lebhaften Wiederhall im Publikum. Wir wollen dem als Charakter von uns so hochgeschätzten Manne nicht egoistische Motive unterschieben, sondern sind weit eher geneigt, uns der Ansicht zuzuneigen, daß der Umstand, sich plötzlich allein einem so großartigen Geschäft mit so großen Gewinn- und (wenigstens eingebildeten) Verlustchancen gegenüber sehen zu sehen, wie ein Theater in seiner äußeren Erscheinung ist, geradezu einschüchternd auf Laube gewirkt habe. Laube war bisher allein Dramaturg, nun sollte und mußte er auch nebenbei Geschäftsmann werden. Der Geschäftsmann mußte nothwendiger Weise den Dramaturgen schädigen. Denn es lag am Tage: der Drang, Geschäfte zu machen, ließ sehr oft künstlerische Rücksichten hinterrücken. Es zeigte sich dies im Repertoire, es zeigte sich in den Engagements der Mitglieder, es zeigte sich in der äußeren Ausstattung, welche aus Ersparungsriksichten oft nicht so würdig war, wie man es von einem guten Theater verlangt, und von Laube, gerade im Gegensatz zu seinem Vorgänger Witte, erwartete.

Es war Laube bekannt, mit welcher glänzenden klingenden Resultaten sein Vorgänger Witte die Direktion quittirt, und aus der ungemein regen Theilnahme des ganzen Publikums, welche sich bei Antritt seiner Direktion bekundete, hätte er schließen können, daß auch für ihn ein goldener Boden in Leipzig sein würde. Und er ist es gewesen; von Munde zu Munde erzählt man

sich, daß Laube während seiner 15monatlichen Wirksamkeit in Leipzig einen reinen Verdienst von circa 50,000 Thalern gemacht habe. Was hätte sich Alles besser machen lassen können, wie wären die Sympathien des Publikums zu erlangen gewesen, wenn Laube nur die Hälfte seines Gewinnes im Interesse der Sache zu verwenden den Muth gehabt, wenn er es über sich zu gewinnen vermocht hätte, auch den Schein einer materiellen Ausbeutung des Theaters zu meiden.

In der weiteren Entwicklung seines Programms sagte Laube: „Leichter wird es mir vielleicht im Schauspiel werden, strenge Anforderungen zu befriedigen, wenigstens bis auf einen gewissen Grad zu befriedigen. Hier ist ein würdiges Ensemble durch Fleiß und geistige Leitung sicherer zu ermöglichen, und ich kann mit Zuversicht sagen: „an meinem Fleiße wird es nicht fehlen“. Man kann bestätigen, daß es an diesem Fleiße in der That nicht gefehlt hat, daß die geistige Leitung Laube's von überraschend günstigem Einflusse auf die Herstellung eines würdigen Ensembles gewesen ist. Laube hat seine große Befähigung als Dramaturg in Leipzig wahrlich von Neuem bewährt; und um dieser seiner dramaturgischen Qualifikation willen darf man seinen Verlust für Leipzig nur auf das Schmerzlichste beklagen.

Laube's Princip ist, wie bekannt und wie er in seinem trefflichen Buche über das Burgtheater offen dargelegt hat, das des strengsten, rückhaltlosesten Realismus. Man kann darüber streiten, ob mit diesem Princip die höchsten Kunstziele zu erreichen sind; das aber steht fest, daß er gerade in der Schauspielkunst seine unbestreitbarste Berechtigung hat; er verhilft ihr zu jener mächtigen und ergreifenden Wirkung, welche weit über die im Theater verlebten Stunden hinausreicht, er macht die Bühne in wahrhaftem Sinne zum lebendigen Spiegelbilde des Lebens, er läßt sie feste Wurzeln schlagen im rasch pulsirenden Leben der fortschreitenden Gegenwart. In der großen Tragödie hat daher der Laube'sche Realismus große und mächtige Wirkungen erzielt. Wir haben ihm einige Aufführungen zu verdanken, die weniger durch das Brilliren der Einzelkräfte, als vielmehr die frappante harmonische Wirkung des Ganzen hervorragend genannt werden müssen. Namentlich waren in dieser Beziehung die Aufführungen von „Demetrius“, „Die Makkabäer“, „Julius Cäsar“, „König Lear“ und zuletzt noch „Coriolan“ hervorzuheben.

Die Zahl der in dieser Weise gebotenen klassischen Aufführungen war allerdings nicht

groß. Sie waren glänzende Sterne an unserem Theaterhimmel, neben denen andere Aufführungen klassischer Stücke als unbedeutende Sternlein blinkten, einige sogar geradezu auch dramaturgisch verunglückten.

Ein geregeltes klassisches Repertoire hat Laube überhaupt nicht in Leipzig zu Stande gebracht. Den Kern desselben bildete das moderne Schau- und Lustspiel, welchem eine weit- aus größere Aufmerksamkeit zugewendet war als der Klassicität, sowohl was die Zahl der Aufführungen als diese selber anlangt.

Dies berührt die wichtige Repertoire- frage, und es ist auch hier zu prüfen, was Laube in seinem Programme versprochen hat.

Hinsichtlich der Oper sagt er: „Das strengere Publikum möge sich nicht der falschen Erwartung hingeben, es könne und werde unser Theater nur klassische Opern aufführen. Das einfach Gebiegene ist nicht für den alltäglichen Gebrauch vorhanden, und im Theater verlangt die Ab- wechslung ihr volles Recht. Dasselbe Recht ver- langt die Produktion der Gegenwart, kurz, alle Richtungen wollen vertreten sein“.

Weiterhin sagt er in Hinsicht auf das Re- pertoire: „Man erwarte übrigens auch im Schau- spiel nicht, daß unser klassisches Drama Alltags- kost werden solle. Ein schwerer wiegendes Stück unter den etwa vier Schauspielsvorstellungen der Woche muß da genügen, wo die Oper in dem- selben Theater aufgeführt wird. Auch das ein- fachere, anspruchslöse Schauspiel verlangt seinen Tag, und das Lustspiel erst recht. Selbst das ausgelassene Lustspiel und die Posse darf nicht fehlen, besonders nicht in einer Stadt, welche nur ein Theater hat. Die literarisch Orthodoxen sind im Irrthum, wenn sie gegen leichtere heitere Stücke eifern. Alle Theile des Publikums haben einen gerechten Anspruch an das Theater, die fröhliche Erheiterung ist eine recht wesentliche Aufgabe für das Theater. Ohne die heitere Muse würde die tragische gar bald ihre volle Bedeutung verlieren; Lachen und Weinen be- dingen einander. Wer daran zweifelt, der möge doch daran denken: wie schwer die Schöpfung eines guten Lustspiels ist: wie sehr wir daran leiden und in ganz Europa borgen müssen, wie fein also die künstlerischen Beziehungen sind für ein Lustspiel. Das allein schon könnte jene Orthodoxen belehren, daß die heitere Muse eben- falls strenge Gesetze hat“.

Treffliche, vortreffliche Grundsätze! In ihrer Einfachheit und Wahrheit sind sie uns wie aus der Seele geschrieben, und um so freudiger bemerkten

wir sie in Laube's Programm, als es in Leipzig eine Anzahl nicht nur literarisch Orthodoxer, sondern auch unweiser Schwärmer gab, die sich in den kühnsten Hoffnungen von einer ganz neuen Auffassung der Aufgabe der Bühne unter Laube wiegten.

Leider aber ist Laube auch hinter der be- scheidensten Erfüllung seines eigenen Programms zurückgeblieben. Die Verwirklichung seiner Grund- sätze verlangte in erster Linie eine harmonische Vertheilung der heterogenen Elemente des prin- cipiell vorgelegten Repertoires. War aber diese Harmonie im Repertoire vorhanden? Nein! Das Repertoire im Ganzen, in der Oper wie im Schauspiel, trug einen stabilen verworrenen, durchaus nicht immer von künstlerischem Plane nach Maßgabe der obigen Grundsätze zeugenden Charakter, dieselben Fehler, welche man mit Recht dem Witte'schen Repertoire vorgeworfen hatte.

Ein sehr sprechendes äußeres Merkmal für diese Planlosigkeit im Repertoire ist es, daß Laube, mag es immerhin veranlaßt sein durch allerhand äußere und unvorhergesehene Schwierigkeiten, es nicht vermocht hat, die Institution eines Wochen- repertoires, welche er verheißen hat und welche mit Recht von einem guten Theater verlangt werden kann, einzuhalten. Kaum waren die ersten Fliederwochen seiner Direktion vorüber, so war es auch mit dem Wochenrepertoire vorbei, und man lebte, was das laufende Repertoire anlangt, wie bei Witte in der Regel aus der Hand in den Mund.

Anfänglich wurden auf das Verlangen eines planvoll geordneten Repertoires die Schwierig- keiten der ersten Einrichtung entschuldigend vor- geschoben, welche wir gern gelten lassen. Dann kam die Messe, hierauf der Sommer und endlich wieder die Messe. Im Sommer, wo das In- teresse am Theater bedeutend abgeschwächt ist, sind auch die Anforderungen an das Repertoire weniger streng, und wir gehen deshalb über die Sommermonate stillschweigend hinweg. Auch der Messe soll nicht gedacht werden, obwohl wir nicht umhin können, unsere Verwunderung dar- über auszusprechen, daß auch Laube es für noth- wendig befunden hat, in die ausgetretenen Fuß- tapsen alter Tradition zu treten und während der Messe das Theater mit einem Repertoire sein Dasein fristen zu lassen, das unter aller Kritik war.

Um bei unserer Besenchtung völlig gerecht zu sein, wollen wir deshalb einige Wintermonate herausgreifen.

Der Monat November war noch wenigstens den Novitäten günstig; er brachte deren zwei im Gebiete des modernen Schauspiels, nämlich „Die Gräfin“ von Kruse und „Advokat Hamlet“ (pseudonym). Die Klassicität war aber nur vertreten durch „Sommernachtstraum“ (Repertoirestück) und „Maria Stuart“. Es gab also nicht wenigstens jede Woche ein schwerer wiegendes Stück, wie Laube so verheißungsvoll angekündigt hatte. Die Oper brachte eine hervorragende That: Cherubini's „Medea“, schlich im Uebrigen ihren einflußhellen Gang: „Nienzi“ (zweimal, seit der Messe wohl zum zwanzigsten Mal!), „Don Pasquale“ (zweimal), „Figaro's Hochzeit“, „Schwarzer Domino“ (zweimal), „Entführung“ (zweimal), „Oberon“ (sehr verunglückte Auf-führung) und „Lustige Weiber“.

Im Monat December, der zu den besseren gehört, kehrten aus dem November wieder der „Sommernachtstraum“ und „Der letzte Brief“; als Novitäten kamen nur hinzu Brachvogels „Harsenschule“ und Benedix' einaktiges Familiengemälde „Weihnachten“. In der Oper erschienen „Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“, „Medea“, „Martha“, „Stradella“, „Nienzi“, „Faust und Margarethe“, „Regiments Tochter“, „Lucia von Lammermoor“, „König Manfred“, „Prinz Eugen“, „Hamlet“ und die „Großherzogin von Gerolstein“.

Der Januar brachte im Schauspiel nur eine Novität, „Funker Otto“ von Benedix, in der Oper Holsteins „Haidenschaft“. Die Klassicität war vertreten durch „König Lear“, „Viel Lärm um Nichts“ und eine Reprise der „Maria Stuart“. Die Oper bewegte sich vollständig im Gleis der vorhergehenden Monate bis auf den neu einstudirten „Orpheus in der Unterwelt“ und „Dorfbarbier“; auch die „Großherzogin von Gerolstein“ fehlte nicht.

Am ungünstigsten stellt sich der Februar. Die Oper war vorherrschend. Als neue That erschien nur „Templer und Jüdin“. Sonst drehte sich dieselbe wiederum um den kleinen Kreis der stehenden Repertoireopern. Offenbach war dreimal vertreten (einmal „Orpheus“, zweimal „Großherzogin“) und an zwei Abenden gastirte eine Schwedische Tänzer-Gesellschaft. Im Schauspiel erschienen reproducirt „Viel Lärm um Nichts“, „Demetrius“ und „Minna von Barnhelm“, neu „Isabella Orsini“, „Marion“, neu einstudirt: „Die Ahnfrau“. Das sonstige Repertoire bestand aus unbedeutenden Lustspielen.

Uebersieht man dieses Repertoire der vier besten Monate, so finden sich im Ganzen nur

sechs Novitäten von Bedeutung im Schauspiel, außerdem aber vermißt man vor allen Dingen eine gleichmäßige Vertheilung unserer klassischen Stücke. Goethe fehlt beispielsweise ganz; Schiller ist nur mit der „Maria Stuart“ und der „Braut von Messina“ vertreten. Ueberwiegend sind eine Anzahl tüchtig ein- und zugespelter Schau- und Lustspiele sowie eine Reihe der unverwüsthlichsten Repertoireopern. Zwar wenn man nur die Fülle des in vier Monaten Gebotenen flüchtig prüft, könnte man wohl zufrieden sein. Bei näherer Betrachtung aber und bei Anlegung eines höheren und strengeren Maßstabes und wenn man gleichzeitig die ganze Wirksamkeit vorher und nachher im Auge hat, so ergibt sich, daß das Repertoire im Allgemeinen schwerfällig, stabil, nicht planvoll entworfen war, und am wenigsten hat sich bewahrt, was Laube verheißt hat: „Auch im Schauspiel meine ich durch die Pflege eines klassischen Fundaments einen soliden Boden zu gewinnen“.

Ein besonderer Vorwurf muß noch dem Sonntagrepertoire gemacht werden. Während des ganzen Winters wurde im neuen Hause das sogenannte Sonntagspublikum, dem erst recht etwas Apartes zu bieten Pflicht eines guten Direktors wäre, mit Spektakelopern und Offenbachiaden gefüttert. Nicht ein einziges Mal wurde es eines klassischen Stückes für werth befunden! Fürchtete die Direktion wirklich leere Häuser bei einem klassischen Stück? Die Sonntagsparris galt leider auch gleichmäßig für die Feiertage.

Um auch ein Wort dem darstellenden Personal zu widmen, so hören wir ebenfalls erst Laube in seinem Programm an. Er sagt: „Witten in der Theatersaison beginnend kann ich manche erreichbare bessere Darstellungskraft nicht sofort gewinnen, und der beschränktere Etat eines Pacht zahlenden Stadttheaters wird immer Einspruch thun, wenn es sich um die jetzt gebräuchlichen hohen Gagen ausgezeichnete Schauspieler handelt“.

Der erstere Satz kann nur auf die erste Zeit Anwendung finden. Aber es haben seit dem 1. Februar bis jetzt viele Engagementswechsel stattgefunden. Sollte es da nicht möglich gewesen sein, die permanent gewordenen Lücken im Personal würdig auszufüllen?

Zum Theil ist diese Ausfüllung in allerneuester Zeit geschehen, aber auch meist mit jungen, unfertigen Anfängern. Leider spielte in der Engagementsfrage offenbar der Geldpunkt eine entscheidende Rolle. Laube setzt, wie er ja selber sagt, in Rücksicht der Engagements einen

„beschränkten Etat eines Pacht zahlenden Stadttheaters“ voraus. So beschränkt ist nun aber in der That der Etat unseres Stadttheaters nicht, wie die Erfahrung Laube selber doch belehrt haben muß, um nicht erste Kräfte anständig honoriren zu können, Laube zahlte aber gern möglichst wenig Gagen; er zog es vor, junge Anfänger, die es sich zur Ehre schätzten, unter ihm zu dienen, heranzuziehen und heranzubilden. Es gewährte dem dramaturgischen Meister Freude, aus unfertigen Kräften, in denen er das schlummernde Talent erkennt, allmählig fertige Künstler herauszubilden. So bekamen wir oft talentvolle Anfänger zu sehen, wo wir gern fertige Schauspieler gesehen hätten.

Eine ähnliche Experimentalpolitik in einer andern Richtung wie mit den Anfängern verfolgte Laube auch mit seinen fertigen Schauspielern, indem er, alle Schranken des Rollenmonopols durchbrechend, dieselben in den verschiedensten, heterogensten Fächern herumwarf — und leider meist mit wenig Glück. Die Experimente wurden außerdem mit Gastspielen fortgesetzt; aber das Resultat waren in der Regel mehr oder weniger mißglückte Aufführungen, wenigstens Aufführungen, die unter der den Wünschen des Publikums und der unabhängigen Kritik widersprechenden Besetzung litten. Die Mißstimmung aber auch in weitere Kreise fortzupflanzen, dazu war dieses Verfahren nur zu sehr geeignet.

Es muß hier noch einmal betont werden, daß die Unzufriedenheit gegen Laube, welche schließlich immer mehr und mehr Wurzel faßte, nicht entfernt gegen seine über alle Zweifel erhabene dramaturgische Qualifikation, als vielmehr gegen seine Wirksamkeit als Theaterdirektor, vielleicht richtiger als Theaterpächter, gerichtet war. Diese entsprach zwar in wesentlichen, wenn auch nicht in allen Punkten den bescheidenen, zaghaften Versprechungen, welche er in seinem Programme gegeben. Sie genügte aber weder den großen, allzu großen Hoffnungen, welche man in ihn gesetzt, noch selbst den Aussprüchen, welche das in gewissem Sinne allerdings anspruchsvolle Leipziger Publikum überhaupt an sein Theater stellt. Mit einer gewissen Undankbarkeit übersah man die großen Vorzüge der Laube'schen Leitung, die im rein dramaturgischen Gebiete lagen, um auf der andern Seite mit der größten Unerbittlichkeit sich über die Mängel, über die Punkte zu beschmieren, in denen es nicht besser geworden als unter Witte, seinem Vorgänger.

Indeß diese Mängel in der Leitung allein hätten kaum so rasch zur Katastrophe geführt, wenn nicht die Mißstimmung des Publikums noch andere Nahrung erhalten und wenn nicht endlich auch eine Reihe unglücklicher Zufälligkeiten eingetreten wären, die sie beschleunigten, fast überführten.

Der Charakter Laube's ist bekannt: er ist schroff, hartnädig, unbeugsam, ein Bühnenpapst, der sich in Sachen der Bühnenleitung für unfehlbar hält und weder der Stimme des Publikums, noch der der Kritik Rechnung trägt. Für ihn gibt es nur einen Willen, das ist der seine. Er ist nicht der Mann des Nachgebens, des Concessionenmachens. Entweder — Oder, Biegen oder Brechen, das sind seine Maximen. In Wien hat ihn das nach oben unmöglich gemacht, in Leipzig nach unten.

Wenn irgend ein Publikum, so wacht das Leipziger eifersüchtig auf sein Recht des Urtheilens in Theatersachen. Die Aufmerksamkeit eines großen Theiles desselben ist ununterbrochen auf das Theater koncentriert: es verfolgt nicht bloß die Aufführungen im Einzelnen, sondern bewahrt sich einen freien Blick auf das Ganze und ist sehr empfindlich gegen alle Uebel- und Mißstände.

Dieses selbstständige, auf seine Unabhängigkeit stolze Leipzig hat Laube mehr als in entschuldbarem Maße veranant und dadurch die Reibungen provocirt, welche nicht ausbleiben konnten.

Den allerschlimmsten Eindruck machten und von den gefährlichsten Folgen waren die Versuche, das selbstständige Urtheil Leipzigs zu beeinflussen, Versuche, denen man Laube nicht fremd glaubte. In der Presse, in einem Theile der hiesigen wie namentlich in der auswärtigen, geschah es durch eine kleine Clique ohnehin mißliebiger Literaten, derselben, welche Witte gestürzt, die Laube seiner Zeit selbst perhorrescirt und mit denen er sich unglücklicher Weise doch nachher, vielleicht ohne seinen Willen, Alliirt hatte.

Diese Literaten, unterstützt von Laube's nächster Umgebung, bildeten eine starke Mauer um Laube, welche so sehr mit Schmeicheleien und Weibrauch gestützt war, daß die gesunde öffentliche Meinung kaum durch- und zu seinem Ohr dringen konnte. Ja, diese seine Freunde waren es gerabezu, welche die Katastrophe seines Sturzes indirekt herbeigeführt und möglich gemacht.

Die Thatfachen in dieser Beziehung sind hinreichend bekannt und öffentlich besprochen.

Es sei uns deshalb erlaubt, sie nur in aller Kürze als historische Momente zu recapituliren:

Der Laube-Enthusiasmus hatte sich während der Sommermonate und der Michaelismesse 1869 allmählig gelegt, war sogar einer gewissen Erkaltung gewichen. Am 3. November erschien in einem hiesigen Blatte, dem man officiöse Beziehungen zu Laube zuschrieb, ein „eingesandter“ Artikel, der u. A. die Worte enthielt: „Sie, verehrte Redaktion, sollten nicht immer wieder von der besonderen Bildung unserer Stadt reden, denn diese ist, wenigstens so weit sie in Beziehung zu Theater und Literatur steht, nur in geringem Maße vorhanden“, schließlich aber die kritische Thätigkeit Gottschalls niedrig zu verdächtigen suchte. Man hielt allgemein diesen Artikel für hochofficiös, und das veranlaßte Rudolph Gottschall zu jenem geharnischten Artikel im „Tageblatt“ vom 11. November, bestimmt, den Nimbus der „Musterbühne“ zu zerstören. Schlag auf Schlag fielen die Hiebe gegen Laube und seine Theaterleitung: gegen „die sinnlose Zerfetzung der Schillerschen Dramen, die unverdiente Zurücksetzung tüchtiger Künstler und Künstlerinnen, deren Nase der Direktion vielleicht nicht gefiel, das endlose Experimentiren mit Anfängerinnen, die vollständige Rücksichtslosigkeit, mit welcher alle Forderungen der Kritik unbeachtet gelassen würden, die Geldmacherei, Ausquetschung und Lückenhaftigkeit des Personals“ u.

Dieser Artikel machte großes Aufsehen und fand lebhafte Zustimmung. Als Vertheidiger der schwer angegriffenen Direktion trat leider der Schauspieler Claar auf, indem er einen „Offenen Brief an Herrn Hofrath Rudolph Gottschall“ veröffentlichte, in welchem die allerniedrigsten und animosesten Invektiven gegen den ersten Kritiker Leipzigs geschleudert wurden. Dafür erhielt jener Schauspieler aber nicht etwa eine Zurechtweisung von Seiten der Direktion, wie zu erwarten und klug gewesen wäre, sondern wurde im Gegentheil ganz offen protegirt.

Die Gährung im Publikum war nun vorhanden und verbreitete sich im Stillen immer weiter und tiefer. Als es dann nach ein paar Monaten — es war am 14. März 1870 — zu jener verhängnißvollen Mißhandlung kam, welche sich der Schauspieler Herzfeld gegen den Literaten Silberstein im Foyer des Theaters erlaubte, da erfolgte der gewaltsame und blitzschnelle Ausbruch. Silberstein hatte sich längst mißlieblich gemacht; er, der frühere glühendste Verehrer und Satrap Gottschalls, der Chefredacteur der „Flugblätter“, griff später denselben Gottschall, weil er nicht

mit in die Ruhmesposanne für die Laube'sche Bühnenleitung stieß, auf das rücksichtsloseste an und war am allerüberchwänglichsten in der Verkündung des Ruhms der „Musterbühne“. Deshalb hatte jene Insultation, welche er erlitt, eine wirklich allgemeinere Wirkung: sie galt in Aller Augen einer ganzen Partei, der man diese moralische Niederlage gönnte. So trat das Wunderbare ein, daß die Rohheit Herzfelds nicht nur entschuldigt, nein sogar gefeiert und verherrlicht, den Betroffenen aber zum Gegenstand allgemeinsten Spottes und höhnischer Schadenfreude wurde.

Herzfeld wurde natürlich entlassen. Um ihm aber indirekt eine Ovation zu bringen, wurde am 19. März in der Aufführung der „Bekennnisse“ der mit Silberstein allirte Schauspieler Claar zum zweiten Male energisch ausgepöfien. Leider ließ es die aufgeregte Menge hierbei nicht bewenden, und es kam noch am selben Abend und in noch schlimmerem Grade am darauffolgenden Abende zu jenen bekannten revolutionären Theaterkandalen, deren Einzelheiten nicht in diese Darstellung gehören. Das Publikum verlangte: Laube solle auf der Bühne erscheinen und sich rechtfertigen, das sollte wohl heißen, sich von einer Clique lossagen, die ungesunde Zustände in Leipzigs gesunde Verhältnisse hereinzutragen drohe. Wie immer, so war auch hier Laube schlecht berathen. Wäre er am ersten Abende sofort dem Verlangen nachgekommen, so wäre die Ruhe nicht nur sofort hergestellt gewesen, sondern er hätte sich auch rasch wieder Sympathien erwerben können. Am 21. März erst erschien er endlich, nachdem inzwischen Claar auf sein Verlangen entlassen und dies publicirt worden war, auf der Bühne und stellte seine Rechtfertigung durch die Presse in Aussicht, indem er gleichzeitig bat, man möge ihm nur vorläufig Vertrauen schenken: er werde, sollte dasselbe geschwächt sein, es wieder zu heben, sollte es aber ganz erloschen sein, es von Neuem zu erringen suchen.

Alles war hiermit befriedigt, Laube wurde lebhaft affluirt.

Aber als hätte er seine Nachgiebigkeit in seinen Worten von der Bühne herab schon bereut, schlug er in der verheißenen öffentlichen Erklärung in der Presse, die am 27. März erfolgte, einen ganz anderen Ton an.

Sachlich war diese Erklärung, welche „Zur Theater-Affaire“ überschrieben war, ziemlich dürftig und nichtsagend, nichtsagend gerade in den Punkten, in welchen man bestimmte Auf-

klärung erwartet hatte. Ueberraschend war aber — wegen der großen Inkonsequenz, der Laube sich damit schuldig machte — der Schluß, welcher also lautete:

„Dennoch, ja dennoch belehrt mich die jetzige Erfahrung in nachdrücklicher Weise: dein Princip der Theaterführung ist in Leipzig nicht das Nichtigste, das dir wohlwollende Publikum führt nicht die entscheidende Stimme, und da du dich selbst nicht mehr ändern kannst und willst, so hast du auszuscheiden, sobald als möglich. Ich werde mich daher beeilen, um meine Entlassung beim Rathe einzukommen“.

Welcher unerklärliche Widerspruch zwischen der mündlichen Erklärung am 21. und der schriftlichen Erklärung am 27. März! Soll man da nicht auf die Vermuthung fremder ungünstiger Einflüsse gerathen?

Am 3. April reichte Laube in der That sein Entlassungsgesuch ein. Am 6. April lehnte es der Rath einstimmig ab und befand sich hierin in Uebereinstimmung mit der Majorität des Publikums, welches zwar mit Laube's Bühnenleitung im Großen und Ganzen nicht zufrieden sein konnte und sich das Recht der Opposition gewahrt wissen wollte, andererseits aber von Laube's Bedeutung als Dramaturg während seiner kurzen Wirksamkeit sich so sehr überzeugt hatte, daß es ihn nicht auf den ersten Anstoß hin ohne Weiteres verlieren mochte.

Laube schien auch jetzt wieder einklinken zu wollen. Auf eine unbedingte Vertrauensadresse, die ihm überreicht worden war, dankte er öffentlich und mit einer Art von selbstverleugnender Bescheidenheit, welche wohl that. Leider kam diese Bescheidenheit und seine neuen Verheißungen zu spät, denn es fand sich keine Gelegenheit mehr zu ihrer Erfüllung. Die Schlußkatastrophe kam schon wenige Wochen darauf in einer Alle überraschenden Weise. Der Plafond des neuen Theaters hatte zu bröckeln angefangen, dasselbe mußte infolge dessen am 28. Mai plötzlich geschlossen werden. Damit tauchte die Frage wegen einer dem Pächter eventuell zu gewährenden Entschädigung für die Zeit der Schließung auf. Der Rath verhandelte mit Laube, es kam zu Meinungsdivergenzen, zu heftigen Scenen, Laube pochte auf sein vorgebliches Recht, der Rath

zweifelte, und schroff, wie er einmal ist, that Laube eine Aeußerung, daß er am liebsten der Direktion enthoben sein möchte. Der Rath griff diesen Wunsch als Antrag auf, acceptirte ihn einstimmig in seiner Plenarsitzung am 1. Juni, und wußte an demselben Tage noch auch die Stadtverordneten zu bewegen, ihre Zustimmung einstimmig zu geben.

Laube war somit entlassen. Trotz aller früheren Vorgänge wirkte die Kunde hiervon doch einigermaßen überraschend, und die Meinungen über die Zweckmäßigkeit des raschen Schrittes der städtischen Behörden waren getheilt.

So weit waren aber die Ansichten durch die früheren Vorgänge doch schon geklärt, daß es nicht erst wegen der Entlassung zu einer Debatte in der Presse kam, um so weniger, als ein fait accompli vorlag, an dem nicht mehr zu rütteln war. Am ehesten soll Laube selber versucht haben, daran zu rütteln, aber vergeblich.

Mit Eifer wurde vielmehr sofort die Zukunftfrage ins Auge gefaßt und die Tagespresse mit Artikeln über die „Theaterfrage“ förmlich überschwemmt. Es handelte sich an erster Stelle um die Principfrage: Pacht oder städtische Verwaltung, an zweiter Stelle um Personalfragen. Die Principfrage wurde, wie zu erwarten war, von den städtischen Behörden aus politischen Gründen zu Gunsten des Pachtens entschieden.

Die Person des künftigen Pächters anlangend, so interessirte sich der Rath zwar sehr für den zeitherigen Opernregisseur Seidel, hatte aber das Unglück, denselben zweimal von den Stadtverordneten abgelehnt zu sehen. Eine ausgeschriebenene Konkurrenz zog eine Menge namhafter Bewerber herbei: Berndal, C. Sonntag, Fr. Haase, K. Gottschall u. A. m. Von allen diesen hat nun schließlich der Erste, der Hofschauspieler Berndal aus Berlin, den Sieg davongetragen. Gegen eine Pachtsumme von 10,000 Thalern ist ihm die Direktion übertragen worden.

Die Schwierigkeit seiner Stellung wird hoffentlich der neue Direktor nicht verkennen. Er wird insbesondere auf die Theaterbewegung der letzten Jahre sein Augenmerk zu richten nicht versäumen, um daraus manche weise Lehre und Warnung zu ziehen zur Ehre der deutschen Kunst.

Gustav Broda.

Neue Bücher.

Ornamentale Baukunst des Mittelalters, von E. Klingenberg. In 2 Bdn. Zürich, Claesens.

Renaissance-Architektur Italiens. Von F. Beher im Hof. 1. Sammlung. Leipzig, C. A. Seemann.

Zukunft, Theorie der, von G. Decher. 1. Hälfte. München, Ackermann.

Naturwissenschaft.

A. Wallace's „Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl“. Das innere Leben der Natur ist bis jetzt so selten Gegenstand eingehender Forschung gewesen, daß seine Kenntniß zu den allerrückständigsten Partien der Wissenschaft gehört; über dem Studium der Formen, in denen es sich ausprägt, ist es fast überall vernachlässigt worden und kam nur da, wo aus ganz besonderen Gründen seine Beachtung erheischt ward, zu einigermaßen kritischer Behandlung. Selbst die auffallendsten Seiten desselben, von denen man denken möchte, daß sie schon sehr frühe und entschieden den Forschungstrieb auf sich gelenkt haben müßten, wie die periodischen Wanderungen der Fische und vieler niederen Thiere, die äußerst mannigfaltigen Erscheinungen der Brutpflege u. dgl., stehen, obwohl an ihre Aufhellung selbst praktische Interessen geknüpft sind *), noch völlig im Dunkeln und es wird emsiger Sammlung guter Beobachtungen bedürfen, ehe sich auch nur eine allgemeinste Vorstellung von ihrem wahren Wesen und ihrem Verhältnisse zu den verwandten Erscheinungen im Haushalt der Natur wird gewinnen lassen. Glücklicherweise ist seit einem Jahrzehent sehr vielfach eine neue, gesündere Auffassungsweise dieser Dinge zum Durchbruch gelangt und es sind sowohl über einheimisches als vorzüglich über fremdes Thierleben und Pflanzenleben zahlreichere und verständigere Beobachtungen als je vorher bekannt geworden. Wir haben unseren Lesern zu verschiedenen Malen die Gründe dieser erfreulichen Umwandlung darzulegen und sie mit besonders wichtigen Resultaten derselben bekannt zu machen gesucht und können denselben daher ohne weitere Erklärungen heute den Inhalt eines Buches vorführen, das an einschlägigen

Beobachtungen und Gedanken ungemein reich ist, des jüngst erschienenen Werkes von A. R. Wallace: „Contributions to the theory of natural selection“ (London 1870). Die Tragweite der Thatfachen, welche, meist Früchte des jahrzehntelangen Aufenthaltes dieses vortrefflichen Forschers in den Tropenländern Amerika's und Asiens, in zehn Essays über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte mitgetheilt werden, wird sich leicht aus den Schlußsätzen ermessen lassen, die an sie geknüpft sind, und wollen wir nur vorausbemerkten, daß auf sie sich eines der wichtigsten Gesetze unter den vielen, welche den Einfluß der Lebensverhältnisse auf die Entwicklung des Organismus regeln, das Gesetz der sogenannten natürlichen Masken, stützt, daß sie es ferner vorzüglich sind, welche Wallace (1858) seine Zuchtwahltheorie aufstellen ließen, die zwar durch Darwins Buch über den Ursprung der Arten (1859) verdunkelt ward, nach und nach aber als eine fast vollkommene Anticipation der Lehren des Letzteren erkannt und als solche ihrem eigenthümlichen Verdienst nach gewürdigt wurde.

Die ersten zwei Essays: „Ueber das Gesetz, welches das Auftreten neuer Arten regelt“ und „Ueber das Bestreben der Varietäten, sich von ihrem Originaltypus unendlich weit zu entfernen“ sind unmittelbare Ergebnisse der wohlbekannten naturgeschichtlichen Reisen Wallace's im malayischen Archipel (der erstere ward in Sarawak, der andere in Ternate geschrieben) und als solche doppelt werthvoll, da sie vollkommen aus frischer Anschauung tropischer Natur herausgewachsen und darum von allem verstaubten Theoretisiren der Studirstube und des Museums frei geblieben sind. Mit Recht legt man den Einsichten, die einem intimen Umgang mit der Wirklichkeit abgewonnen werden, stets eine viel größere Bedeutung bei, hält sie für ungleich vertrauenswerther als die Produkte des fleißigsten Studiums der todtten Objekte und leeren Beschreibungen; denn ihnen steht in den wechselnden Erfahrungen ein stetig wirkendes Korrektiv etwaiger Irrthümer zu Gebote, drängt sich sogar beständig auf, während letztere durch nichts verhindert sind, den Irrwegen trügerischer Spekulationen nach

*) Wir wollen an einen eklatanten Fall erinnern, in dem die Unkenntniß der Lebensverhältnisse unserer Flußfische zum Hauptübelnämig wirksamen Schutzes derselben gegen unvernünftige, zerstörende Fischereimethoden geworden ist. Auf der Mannheimer Konferenz der Rheinverstaaten, die im August und November 1869 tagte und die Schaffung eines internationalen Vertrages zum Schutz der Rheinflussschiffe sich vorgesetzt hatte, wurden Anträge auf Schonung der jungen Aale und der Raichweibchen vorzüglich deshalb abgelehnt, weil aus mangelhafter Bekanntheit mit deren Lebensbedingungen die Nothwendigkeit und die Art und Weise des Schutzes nicht bestimmt nachgewiesen werden konnte.

Herzenslust zu folgen. Die genannten Abhandlungen lassen diesen Vorzug aufs Klarste hervortreten und leiden daher nicht im Geringsten unter dem hypothetischen Charakter ihres Objectes. In der ersten werden die Thatfachen der geographischen und geologischen Verbreitung auf das Gesetz geprüft, das ihnen zu Grunde liegt und in den Worten: „Jede Art ist nicht anders aufgetreten als in räumlichem und zeitlichem Zusammenhang mit einer anderen naheverwandten Art“ das Princip der Entwicklungstheorie festgestellt; in der zweiten erhalten wir nähere Begründungen dieses Zusammenhanges der Arten und werden zum ersten Male auf den Kampf ums Dasein als die wichtigste Ursache der Divergenz von Varietäten und der hieraus hervorgehenden Entstehung (Schöpfung) neuer Arten aufmerksam gemacht. Diesen Aufsatz sandte Wallace 1858 nach Europa und er ward die Ursache, daß Darwin den damals lange vollendeten Entwurf seines epochemachenden Werkes der Öffentlichkeit übergab.

Ein hoch interessantes Stück Thierleben entrollt die dritte Abhandlung: „Ueber natürliche Masken und andere schützende Aehnlichkeiten unter Thieren“. Hier ist Wallace auf seinem eigensten Gebiete, auf welchem er über eine Fülle vortrefflichen Thatfachenmaterials in einer Ausdehnung wie kein Anderer gebietet und das er mit Bates der Wissenschaft eigentlich erst entdeckt hat. Die Färbungen der Thiere, die man sonst als sehr unwesentliche, dem Zufall anheimgegebene Erscheinungen aufzufassen pflegte, werden hier in ihrem höchst innigen ursächlichen Zusammenhang mit allen äußeren und inneren Lebensbedingungen dargestellt. In unzähligen Fällen finden wir Uebereinstimmungen der Färbung der Thiere mit der Farbe ihrer Umgebung. Europa hat keine anderen weißen Säugethiere und Vögel als die Bewohner der schneebedeckten Gebirge und des hohen Nordens sowie diejenigen, welche im schneereichen Winter ihr gefärbtes Gewand gegen ein weißes vertauschen. Die Wüstenthiere sind vom Löwen und von den Antilopen bis herab zu den Insekten mehr oder weniger sandfarben, fahl. Wie sehr manche unserer Waldvögel den gefallenen Blättern und dem Boden gleichen, ist den Jägern wohl bekannt. Die große Mehrzahl der Baumsehlangen und Baumechsen ist laubgrün gefärbt und unter den Amphibien bietet der Laubfrosch ein schönes Beispiel ähnlicher Anpassung, während der braune Frosch und die Kröte die Mißfarbe des Bodens tragen, auf dem sie sich

bewegen. Die Flußfische sind in den Tropen kaum glänzender gefärbt als bei uns, während die zwischen den vielfarbigen Korallriffen lebenden Seefische dieser Regionen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit brillanter Farben aufzuweisen haben. Jene Seeperfdchen, die im Tange südlicher Meere leben, gleichen durch langhinschwimmende, blattartige Anhänge den sie umgebenden Pflanzen, während die Schollen und Seezungen unserer Meere auf derjenigen Seite, die, wenn sie dem Grunde angebrückt auf Beute lauern, nach oben gekehrt und daher allein sichtbar ist, bräunliche oder graue Nüancen entfalten. In der Insektenwelt bieten sich noch viel auffallendere Beispiele solcher Uebereinstimmungen, denn hier treffen wir z. B. in der Familie der Gespenstschrecken die abenteuerlichen Gebilde, die als „wandelnde Blätter“ und „wandelnde Zweige“ selbst noch in den Sammlungen das Auge täuschen und die nachahmende Macht der Natur in einer erstaunlichen Vollendung vor Augen führen. Die blattartigen unter ihnen gleichen in so hohem Grade den Pflanzenblättern, von denen sie sich nähren, daß eine Unterscheidung, was Thier, was Vegetabil, rein unmöglich wird, die zweigförmigen sind oft fußlang, so dick wie ein Finger und durch Farbe, Gestalt, Rauhgigkeit, Stellung des Kopfes, der Fühlfäden, der Beine in ihrer ganzen Erscheinung absolut identisch mit trockenen Zweigen. Schlaff hängen sie an den Gesträuchen und machen durch die sonderbare Gewohnheit, die Beine in unsymmetrischer Weise auszustrecken, die Täuschung noch vollkommener, als sie ohnedies schon ist. Zu ihrer Art kaum weniger charakteristisch sind die einfacheren Anpassungen europäischer Insekten, die besonders darin sich ausprägen, daß die Frühlingsbrut sehr oft anders gefärbt ist als die Herbstbrut, und zwar entsprechend dem verschiedenen Charakter der Pflanzenwelt je nach der Jahreszeit, sowie die, welche im Uebrigen einander nahestehende Arten der Gattung *Cicindela* aufweisen. Unsere gemeine *C. campestris* lebt vorzüglich in Gras und ist grün, *C. maritima*, die sandige Meeresufer bewohnt, ist fahl, die prächtig grüne *C. gloriosa* des indischen Archipels fand Wallace nur auf üppig bemoosten Steinen an Flüssen, die braune *C. heros* auf dem trockenen Laub der Waldwege, eine glänzend olivenfarbige Art auf nassen Salzmarischen, wo sie nur durch ihren Schatten auffiel, und endlich lebte eine sehr blaß gefärbte auf dem hellen Korallenkalk der Klippen und eine schwarze auf vulkanischem, dunkeln Gesteine.

Ähnlicher, oft wahrhaft wunderbarer Zusammentreffen des Aeußeren von Thieren mit der von ihnen am häufigsten frequentirten Umgebung gibt es nun eine so große Menge und in so entschiedener Ausprägung, daß an ein Spiel des Zufalls hier in keiner Weise gedacht werden kann. In der That wirkt eine andere, nahe verwandte Reihe von Erscheinungen auf die soeben angeführten das erwünschteste Licht. Bates, der Naturforscher am Amazonenstrom, hat zuerst auf die merkwürdige Ähnlichkeit aufmerksam gemacht, welche Schmetterlingsarten, die ihrer inneren Organisation nach weit von einander abweichen, in ihrer äußeren Erscheinung bieten und die nicht etwa bloß in Form und Farbe sich ausprägt, sondern selbst auf Besonderheiten des Fluges, der Stellung, in die die Flügel beim Ruhen gebracht werden, u. dgl. sich erstreckt. Die Gruppe der Helikoniden, eine der häufigsten und charakteristischsten Familien tropisch-amerikanischer Tagsschmetterlinge, wird in großer Ausdehnung von Arten aus den Familien der Pieriden und der Eryciniden imitirt, in Afrika und Südasien ist es die Gattung Danais, welche verschiedenen Papilioniden zum Muster dient, und nicht wenige Falter gehen in ihren Nachahmungen weit über die Grenzen ihrer Ordnung hinaus und kopiren Bienen, Wespen und andere Hautflügler. In ähnlicher Weise tragen harmlose Fliegen die Maske stechender Hornisse, Heuschrecken kopiren Käfer, und ein so vertrauenswerther Beobachter wie Bates schildert uns die äußere Uebereinstimmung einer großen Raupe der Tropen mit kleinen Giftschlangen, die die gleiche Region bewohnen, als eine wahrhaft erstaunliche. In all diesen Fällen, so mannigfaltig sie sind, kehren nun gewisse Verhältnisse standhaft wieder und lassen die tieferen Ursachen dieses ganzen Maskenspieler der Natur uns schwer erkennen. Original und Kopie bewohnen stets dasselbe Revier, jenes ist durchgängig durch Häufigkeit des Vorkommens hervorragend, diese dagegen spärlich vertreten, und während in den meisten Fällen den ersteren ein kräftiger Schutz gegen nachstellende Feinde eigen ist, mangelt ein solcher den letzteren, so weit unsere unvollkommene Einsicht in Bedürfnisse und Mittel thierischen Lebens dies zu behaupten vermag, vollständig. Es ist bekannt, daß Insekten, die einen scharfen, ätzenden oder übelriechenden Saft secerniren, von ihren Hauptfeinden, den Vögeln, unbehelligt gelassen werden, daß die stechenden, wie Bienen, Wespen, Hornisse u. dgl., eines ähnlichen Privilegiums in hohem Grade sich erfreuen und daß

viele Thiere von andern verschmäht oder gefürchtet sind, ohne daß man hiefür andere Ursachen als übeln Geschmack, harte Körperhüllen, abschreckendes Aussehen und andere scheinbar geringfügige Eigenschaften anführen könnte. Die nun, welche solcher schützenden Vorrichtungen entbehren, ersetzen diesen Mangel dadurch, daß sie ihre besser bewehrten Genossen in der äußeren Erscheinung nachahmen oder aber daß sie sich in Farbe und Form ihrer Umgebung anpassen; daß sie dies thun, ist eine Wirkung der natürlichen Zuchtwahl, durch welche Abänderungen, die dem Thiere günstig sind, festgehalten und weiter entwickelt, unvortheilhafte aber durch Aussterben eliminiert werden. Die „natürlichen Masken“ sind daher nichts Anderes als Mittel passiven Widerstandes im Kampf ums Dasein, und indem ihre Theorie eine Fülle sonst räthselhafter Erscheinungen erklärt, gibt sie uns ein Mittel mehr zur Gewinnung einer sachgemäßen Vorstellung über das Leben und Treiben, das unter der Hülle äußerlicher Ruhe in der Natur sich ohne Aufhören bewegt.

„Die malayischen Papilioniden als Beweise der Zuchtwahltheorie“ sind ein ausgezeichnete Beweis der Fruchtbarkeit, die durch Anwendung passender Methoden auf einem beschränkten Gebiete von Thatsachen zu erzielen ist. Ohne an und für sich durch ihre Organisation hervorzuzeigen, bietet diese Gruppe von Tagsschmetterlingen den Vortheil eines ungemein hoch gesteigerten Formenreichtums, weiter Verbreitung und verhältnißmäßig vollständiger Vertretung in Museen und Handbüchern; wegen ihrer großentheils prächtigen Färbung schon seit lange mit Vorliebe von den Sammlern aufgesucht, beschrieben, abgebildet, stellt sie eine der am besten bekannten Gruppen der Thierwelt dar und eignet sich aus diesem Grunde vorzüglich zu Studien über Variabilität und geographische Verbreitung. Zuerst bespricht Wallace, der auf seinen malayischen Reisen selbst nicht wenig zur Kenntniß dieser reizenden Geschöpfe beigetragen hat, die Erscheinungen der Variation, die unter denselben beobachtet werden. Er sondert die einfache Abänderung vom Dimorphismus und Polymorphismus, indem er jene als Inbegriff derjenigen Schwankungen des Artcharakters definiert, welche sich gradweise abgestuft immer weiter von der einmal als Typus betrachteten Art entfernen, während in den letzteren der Fall vorliegt, daß eine und dieselbe Art in zwei oder mehr ganz verschiedenen und nicht

durch Zwischenstufen verbundenen Formen an derselben Lokalität lebt, wo diese verschiedenen Formen erfahrungsgemäß aus Einer Brut hervorgehen und durch ihre fruchtbare Vermischung keine Bastarde, sondern stets die distinkten polymorphen Vertreter der Art erzeugen. Bemerkenswerth ist, daß die nicht wenigen Fälle von Polymorphismus unter den Papilioniden alle auf Weibchen entfallen, so daß oft der Fall eintritt, daß das einförmige Männchen zwei oder drei verschiedene Formen von Weibchen besitzt. Der Grund liegt offenbar in dem größeren Schutze, dessen die Weibchen bedürfen, da ihnen durch die vorbereitende Entwicklung der Eier und die Brutpflege bedeutendere Aufgaben gestellt sind als den Männchen, die nach der Befruchtung ohne Schaden für die Erhaltung der Art wegsterben können; der Polymorphismus ist als ein Schutzmittel zu erweisen, indem nicht allein natürliche Masken sich mit ihm verbinden, sondern indem überhaupt die Wahrscheinlichkeit ungeschädigter Erhaltung der Weibchen größer ist, wo dieselben in zwei und mehr verschiedenen Formen vorhanden sind, als wo das Schicksal der ganzen Art gewissermaßen auf eine einzige Karte gesetzt ist. Die Tendenz zu größerer Sicherung der Weibchen geht übrigens durch das ganze Thierreich und äußert sich auf die verschiedenste Weise; in eigenthümlicher Ausbildung werden wir ihr sogleich bei den Vögeln begegnen und wollen hier nur noch bemerken, daß die so sehr verbreitete Erscheinung verschiedener Färbung beider Geschlechter, wobei das Weibchen in der Regel unsehbarer auftritt als das Männchen, eine der in den Kreis dieses allgemeineren Princip's fallenden Thatfachen darstellt.

Den Uebergang von der einfachen Varietät zur bestimmt und bleibend eingesonderten Art sieht Wallace in dem, was er Lokalvarietät nennt und was überall sich herausbildet, wo eine einzige Art über ein weites Gebiet verbreitet ist; es finden in solchem Fall unter günstigen Umständen Absonderungen einzelner Varietäten in bestimmt umgrenzten Lokalitäten, besonders auf Inseln statt und aus ihnen gehen bei fort-dauernder Isolirung neue Arten hervor. Der Begriff der letzteren ist aber nicht anders als in der Weise zu fassen, daß man als Angehörige Einer Art diejenigen bezeichnet, unter welchen charakteristische Besonderheiten der Organisation von einer Generation auf die andere konstant übertragen werden, während man als verschiedene Arten jene Formen ansieht, deren Unter-

schied konstant ist, in Worten definiert werden kann und sich nicht auf eine einzige Besonderheit beschränkt zeigt.

Von größter Bedeutung sind die Abänderungen, welche unmittelbar aus der klimatischen und Bodenbeschaffenheit einer Gegend resultiren; man erkennt sie an ihrer Beschränkung auf bestimmte Regionen, innerhalb deren sie allgemeine Verbreitung besitzen, während sie außerhalb derselben total fehlen; sie treten gerade in den Papilioniden des malayischen Archipels in höchst entschiedener Ausprägung auf. So sind alle Arten der westlichen Inseln kleiner als die der östlichen, die von Amboina durchgängig größer als die von Neuguinea und Gilolo, es verlieren die in Indien geschwänzflügligen Arten den Flügelanhang mehr und mehr, je weiter man nach Osten vorschreitet, bis sie ihn auf den Inseln des stillen Oceans gänzlich eingebüßt haben; einige Arten sind auf Amboina durchaus düsterer gefärbt als auf allen umliegenden Inseln; die Insel Celebes zeigt fast in allen sie bewohnenden Papilioniden einige sonst nirgends zu findende, hier aber als Regel geltende Besonderheiten in Gestalt und feinerem Bau der Flügel, welche, so geringfügig sie sind, der ganzen Papilionidenfauna dieser Insel einen eigenartigen Habitus verleihen. Man kennt übrigens Fälle solcher örtlich beschränkten Variationen auch in Amerika, von wo Bates berichtet, daß gewisse Arten, die am obern Amazonas fleckenlose Flügel besitzen, dieselben im untern Theil des Thales weiß gefleckt haben, sowie in Europa, wo z. B. die auf die Insel Sardinien beschränkten Schmetterlinge von geringerer Größe und tieferer Färbung sind als die des Kontinentes. Wo solche gleichartige Variation sich über eine ganze Anzahl im Uebrigen oft weit von einander abweichender Arten und Varietäten verbreitet, ist kaum ein Zweifel, daß man es mit klimatischen, topographischen u. dergl. Einflüssen zu thun habe und es sind die Nachweise dieser Art von Abänderung besonders um deswillen von so großer Bedeutung, weil Nehliches vielfach vom Menschen behauptet, ebenso oft aber gelehnet worden ist und in der Frage der Menschenschöpfung von jeher einen der hervorragendsten Gegenstände der Debatte bildete. Wir erinnern hier nur an die typischen Charaktere einzelner Stämme, die z. B. nicht bloß den Semiten vom Germanen, den Slaven vom Romanen, sondern sogar den aeltestlichen Briten von seinem doch kaum zwei Jahrhunderte alten amerikanischen Tochtervolk, den Niederdeutschen

vom Oberdeutschen, den Franken vom Bayern unterscheiden lassen und die nicht etwa bloß so lange sich ansprechen, als ihre Ursachen vorhanden sind, sondern welche sich bleibend im Bau des Körpers und selbst in der geistigen Disposition festsetzen. Das Wesen solcher auf sehr verbreiteten Ursachen beruhenden Differenzen kann natürlich ungleich leichter bei den Organisation und Lebensverhältnissen einfacheren Geschöpfen als in dem höchst complicirten menschlichen Organismus erforscht werden und erhalten hiedurch Erscheinungen wie die oben angegebenen eine sehr weit reichende Bedeutung.

Was Wallace in den Abhandlungen über „Theorie des Vogelnestes“ und „die Philosophie des Vogelnestes“ Neues entwickelt, werden wir in einem besondern Artikel mittheilen und erwähnen hier nur der Uebereinstimmung, in der die in dem erstern der beiden Essays gegebene Erklärung des ursächlichen Zusammenhanges zwischen Färbung der brütenden Vögel und Gestalt ihres Nestes mit den oben von Papilioniden herrichteten Schutzmaßregeln zu Gunsten der Weibchen steht, denn das Zusammentreffen unscheinbarer Färbung des brütenden Vogels mit dem Besitze eines Nestes, das ihn den Blicken seiner Feinde aussetzt, ist im Grunde nichts Anderes als ein besonders hervorragender Fall natürlicher Maske. —

Am meisten Aufsehen werden ohne Zweifel die Ansätze über die Schöpfung des Menschen machen, mit denen das inhaltreiche Buch schließt; diese werden von keiner Seite mit vollem Beifall begrüßt werden können und sind sicher den entschiedensten Widerspruch gerade da zu finden, von wo Wallace sonst die willigste Anerkennung entgegengetragen wird, nämlich bei seinen und Darwins Anhängern. Trotzdem scheinen uns diese Darlegungen einen entschiedenen Fortschritt auf diesem äußerst dornenvollen und unfruchtbaren Gebiete zu repräsentiren, indem sie eine Frage, die allmählich gänzlich in ein dogmatisches Fahrwasser gerathen war, einer durchaus thatsächlichen Behandlung unterwerfen. Da die Beweismittel für die Anwendung der Entwicklungstheorie auf die Schöpfung des Menschen viel spärlicher und unvollkommener floßen, als man sich gedacht hatte und wünschen mußte, ist es in der letzten Zeit Sitte geworden, dieses Problem immer und immer wieder auf der Grundlage theoretischer Schlüsse zu zergliedern und sich so zu Gunsten einer doch stets schwankenden und ohne Frage höchst abstrakten und darum gegenüber den einzelnen Thatsachen unklaren Theorie

in den Mangel des nöthigen Erfahrungsmaterials zu ergeben und denselben als ein für jetzt unvermeidliches Uebel zu betrachten. Wallace ist dieser Richtung nicht gefolgt, er ging im Gegentheil von der Anschauung aus, daß das vorhandene Material wenigstens zu einer anbahnenden Lösung der vielumwobenen und heißumkämpften Aufgabe genügen dürfte, und hat in diesem Sinne seine Schlüsse zu ziehen versucht. Auf diesem Wege wird aber sicherlich Ein großer Vortheil realisirt, nämlich die Vermeidung des sonst unvermeidlichen Dogmatismus, und dieser Vortheil eben ist Wallace zugefallen. Wenn es, wie der Augenschein lehrt, verderblich ist, lange Zeit an eine zwar vielleicht sehr wahrscheinliche und für die Meisten rasch zur Ueberzeugung gewordene Theorie, die aber nicht bewiesen werden kann, zu glauben, so begrüßen wir diese beiden Abhandlungen als Zeichen einer beginnenden Umwandlung der bis jetzt besolgteten Methode und wünschen, daß dieselbe besonders auch in der Debatte, welche sich an dieses Buch knüpfen wird, zum Durchbruch gelangen möge.

Wallace ist der Ansicht, daß die Zuchtwahltheorie nicht hinreichte, um die Schöpfung des Menschen ganz zu erklären, und daß eine höhere Intelligenz in ähnlicher Weise wie der Mensch selbst die Ausbildung von Pflanzen und Thieren leite, seine Entwicklung auf ein festes Ziel, einen bestimmten Zweck gerichtet habe. Seine Argumente sind in Kurzem folgende: Die Zuchtwahltheorie entwickelt nur das jeweils dem Zwecke, d. h. den Umständen, unter denen sie ihre Wirksamkeit entfaltet, Entsprechende, das Nothwendige. Im Menschen sehen wir dieses Gesetz unterbrochen, indem der Wilde seiner Geistesthätigkeit und seinem Gemüthsleben nach kaum über dem Thiere steht, dennoch aber das Organ geistiger Thätigkeit, das Gehirn, fast ebenso hoch entwickelt zeigt wie der gebildetste Kulturmensch; der Naturmensch hat fast das Gehirn eines Philosophen, aber von Geistesleben kaum mehr als der Gorilla, und es folgt daraus, daß er ein entwickelteres Organ geistiger Fähigkeit besitzt, als er gebraucht, denn ihm würde ein Gehirn genügen, das etwas größer wäre als das der höchsten Affen. Ähnliches in andern Organen. Seine Haut ist im Gegensatz zu der aller landlebenden Thiere unbeschützt, und da selbst unter den Tropen rasche Temperaturwechsel in empfindlichster Weise sich geltend machen und gewaltige Regengüsse herabzuschauen, ist solche Schutzlosigkeit nicht allein nicht nützlich, sondern sogar

schädlich. Ebenso scheint die Struktur der Hand und des Fußes beim Wilden unnötig vollkommen, beide stehen hinter den entsprechenden Werkzeugen der Kulturmenschen nicht zurück, obwohl letztere sie zu sehr viel feineren Arbeiten gebrauchen. Der Bau des Kehlkopfes, indem er die Fähigkeit zu sprechen und zu singen verleiht, übertrifft die Bedürfnisse der Wilden, und gilt dies vorzüglich von der eigenthümlichen Entwicklung dieses Organes beim weiblichen Geschlecht. Alle diese mit der Zuchtwahltheorie nicht in Einklang zu bringenden Erscheinungen, denen Wallace noch verschiedene Aeußerungen menschlichen Geisteslebens, wie z. B. die Fähigkeit abstrakte Begriffe zu bilden, anreicht, spielen aber nun die bedeutendste Rolle im menschlichen Dasein, sobald es zu der vollen Entwicklung gelangt ist, von der uns das moderne Leben civilisierter Völker einen Begriff geben mag; sie schlummern im Wilden fast ganz, entsalten sich aber leicht, während in der ganzen übrigen Natur Eigenschaften und Fähigkeiten nur entwickelt werden zu der Zeit und auf dem Punkte, wo das Bedürfnis es erheischt, weil die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein stets nur das Zweckmäßige begünstigt, das Unnütze aber unbeachtet läßt und das Schädliche unbedingt vertilgt.

Dies die Ansichten eines Naturforschers, der als Schöpfer der Zuchtwahltheorie neben Darwin steht und dessen genaue Bekanntschaft mit den Naturvölkern des tropischen Amerika's und Afriens seinem Urtheil vorzüglichem Werth verleiht. Auf den ersten Blick werden auch hier seine Schlüsse Manchem einleuchtend erscheinen, aber wir glauben, daß die Widerlegung derselben auf dem Boden der bekannten Thatsachen möglich sein wird. Uns scheint, daß Wallace der Zuchtwahl eine zu ausschließende Bedeutung beilegt, während er die Fälle, in denen Entwicklungen stattfinden, die von ihr nicht beherrscht werden, ganz außer Rechnung läßt. Den Gegnern der oben dargelegten Ansichten hat er in einem Aufsatz, der beweist, daß mit der höheren Entwicklung geistiger Fähigkeiten die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl mehr und mehr eingeschränkt werde, selbst eine Waffe geboten, die nicht unbenutzt bleiben darf. Man kann ihm zu Folge z. B. annehmen, daß der Schutz des Körpers durch Haare, Schuppen u. dergl. nur so lange nothwendig, als der Mensch in geistiger Fähigkeit nicht weit genug vorgeschritten war, um sich durch Kleider u. dergl. selbst vor Kälte und Regen zu schützen, daß aber von dem Punkte an, wo ihm solches möglich

wurde, die Behaarung des Körpers sich ohne Schaden vermindern konnte. In ähnlicher Weise mag die Entwicklung des geistigen Lebens auch auf andere Eigenschaften gewirkt haben, indem es die Menschen den für die hilfloseren Wesen unbedingt bindenden Gesetzen entzog; manche Fälle, die ohne das der Anwendung der Zuchtwahltheorie unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen würden, werden bei Beachtung dieses Verhältnisses auf die natürlichste Weise erklärlich. Gegen den Schluß, den Wallace aus dem Mißverhältniß zwischen Gehirngröße und Geistesentwicklung zieht, wird vorzüglich geltend gemacht werden, daß das Maß für diese nicht in jener zu liegen brauche. Allerdings ist es eine verbreitete Annahme, daß das Volumen des Gehirnes in einem bestimmten Verhältniß stehe zur geistigen Kapazität; es ist bewiesen, daß, wie oben erwähnt ward, das Gehirn der niederen Menschenrassen kleiner ist als das der höheren, vorzüglich der Weißen, und zahlreiche Beispiele von bedeutenden Menschen mit großen Schädeln werden berichtet. Aber was man unter Gehirn versteht, ist ein Komplex verschiedener Gewebe und Organe, von denen einige sicherlich, andere sehr wahrscheinlich gar keine Beziehungen zu den geistigen Thätigkeiten haben, so daß unter Umständen das Gehirn sehr bedeutend wachsen kann, ohne daß das geistige Leben hieran in erheblicher Weise theilnähme. Würde Wallace nachgewiesen haben, daß solche Gehirntheile, von welchen erfahrungsmäßig feststeht, daß sie Organe des Denkens sind, wie die großen Hemisphären, in den niederen Menschen fast ebenso hoch entwickelt sind wie in den höheren, so würde dies einen viel entschiedeneren Widerspruch gegen die Zuchtwahltheorie in sich schließen als der Beweis von der geringen Verschiedenheit des Gesamtgehirnes, auf den er seine Schlüsse stützt. Aber gerade der Umstand, daß die mindere Größe des Neger- und Australiergehirnes aufschwacher Entwicklung derjenigen Theile beruht, in denen man Organe der Denkhätigkeit erkennt, widerspricht Wallace's Folgerungen; wenn derselbe von einer Intelligenz spricht, die von einem gewissen Punkte an die Entwicklung des Menschengeschlechts geleitet habe, so wird die Mehrzahl der Anthropologen dies bejahen, aber mit dem Beifügen, daß dies recht wohl die allmählich erwachende und bald rascher und rascher sich entwickelnde menschliche Intelligenz selbst gewesen sein könne.

Die thätlichen Einwürfe vermindern den Werth dieser anthropologischen Versuche nur

wenig, denn dieser liegt, wie oben hervorgehoben ward, in der Gesamtaufassung des Problems und in der Methode, mit der dasselbe behandelt wird, nicht in den Resultaten; es sind die gleiche Aufassung und die gleiche Methode, die allen Arbeiten dieses Forschers, vorab den in diesem

Bande vereinigten, einen besonders vertrauens-erweckenden, soliden Charakter verleihen und sie unter den neueren naturwissenschaftlichen Produktionen allgemeinerer Art einen hervorragenden Platz einnehmen lassen.

Fritz Nagel.

Nekrolog.

Orsini, Antonio, der Rektor der italienischen Naturforscher, bekannt durch eine große Anzahl geologischer, pa-

löntologischer, zoologischer und botanischer Arbeiten und Sammlungen, † am 18. Juni in Ascoli-Piceno als Senator.

Astronomie.

Nekrolog.

Selander, Nils Haqvin, seit 1837 Professor der Astronomie bei der Akademie der Wissenschaften und Intendant des astronomischen Observatoriums zu Stockholm, † am

18. Juni ebendasselbst. Als Reichstagsbevollmächtigter beschäftigte er sich besonders mit Vansfragen und ist seit 1854 Bevollmächtigter in der Bank gewesen.

Neue Bücher.

Mädler, K. G. v., Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde. Berlin, Duvvenheim.

Sonnenparallaxe, Bestimmung derselben, v. N. A. Hansen. Leipzig, Hirzel.

Zoologie.

Commensalismus. Professor van Beneden machte in einem Vortrage, den er kürzlich vor der belgischen Akademie hielt, auf eine Reihe von Erscheinungen im Leben der Thiere aufmerksam, welche bisher zwar wohl bekannt, nicht aber unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammengefaßt waren, wie der fleißige Zoolog es hier thut. Zerstreute Thatfachen zu vereinigen bedeutet auf diesem schwer zu übersehenden Gebiete, sofern es in Hinsicht auf gewisse gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Thiere geschieht, stets einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt, denn die Forschung wird oft genug hierdurch erst auf dieselben hingeleitet und zur Auffindung der gemeinsamen Ursachen angeregt. Es war auf dieselbe Weise, daß die Thatfachen zur Beurtheilung des Generationswechsels, der Parthenogenese und manch anderer wichtiger Verhältnisse gesammelt wurden; erst seitdem sie einen gemeinsamen Namen erhalten hatten, zogen sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, während sie früher wohl im Einzelnen beobachtet, nicht aber im Ganzen und als Ganzes gewürdigt worden waren.

Commensalismus (wörtlich Tischgemeinschaft) nennt v. Beneden diejenigen Arten des

festbestimmten Zusammenlebens zweier verschiedener Thierarten, die nicht unter den Begriff des Parasitenthums fallen, in denen also nicht Eines vom Andern lebt, sondern Beide gewissermaßen von demselben Tische essen. Benutzt ein kleineres Thier die Schwimmfähigkeit und Kraft eines größeren, begleitet es auf seinen Jagdausflügen und nimmt mit den Drosamen vorlieb, die von dessen Tische fallen, so kann man nicht von Parasitismus sprechen, sondern es liegt einfach das Verhältniß von Wirth und Gast vor und gar nicht selten ist es der letztere, der jenem werthvolle Dienste leistet. Um so bemerkenswerther ist neben dieser inneren Freiheit des commensalistischen Daseins die äußere Stabilität der einschlägigen Verhältnisse, denn stets sind es dieselben Arten von Gästen, die man in oder an den Wirthen antrifft; es ist das ein neuer Beleg für die Tendenz zur Befestigung einmal aufgetretener Kombinationen, welche für beide Theile im Kampf ums Dasein nützlich oder wenigstens nicht schädlich sind; diese Tendenz geht so weit, daß das Dasein eines der Zusammenwohner am Ende vom Commensalismus geradezu abhängig wird. Nach dem höheren oder geringeren Grad dieser Abhängigkeit

lassen sich verschiedene Stufen, besonders ein relativ freier von dem durchaus gebundenen Commensalismus unterscheiden.

Alle Fische, die wir als Fischgenossen anderer Thiere kennen, sind ziemlich freie Miether und vermöchten wohl auch im freien Zustande zu leben, wenn derselbe ebenso angenehm wäre wie der Aufenthalt im Munde oder Schlunde größerer Genossen. Im Schlunde von Holothurien (Seewalzen) wohnt das Fischlein *Donzella* mit großer Regelmäßigkeit und findet eine reiche Ausbeute von Speisen. Nähnlich lebt eine Art *Stegophilus* im Munde eines der großen Siluriden Brasiliens; man hielt früher dafür, daß das Weibchen seine Jungen im Munde hege, ähnlich wie die Beuteltiere dieselben mit sich führen, bis man erkannte, daß hier ein Fall von Mitwohnerschaft vorliegt. Im indischen Ocean gibt es einen Fisch, der unter einem Seeferne lebt, der Gattung *Oxibeles* angehörig, aber ebendasselbst beherbergt ein anderer Fisch einen Krebs als ständigen Bewohner seines Mundes. Die Krebse stellen überhaupt das stärkste Contingent zu den Commensalisten, und oft dürfen sich die Wirthe glücklich schätzen, so nützliche Gäste zu beherbergen. Vom *Pinnotheres*, der in Muscheln lebt, glaubten die Alten, daß er durch sein scharfes Gesicht dem augenlosen Schalenbewohner von Nutzen werde, wir wissen dagegen, daß er ihm reiche Nahrung bietet; in der orientalischen Perlenmuschel fehlt selten ein Krebschen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Mitwohner zur Perlbildung den Anstoß geben, indem sie Reize auf die Perlschubstanz absondernden Organe des Muschelthieres ausüben. In den Korallen der Sandwichsinseln lebt sehr regelmäßig ein Krebs, welcher nicht selten ganz von Korallenzweigen umschlossen wird, und im After eines an den Küsten Perus vorkommenden Seeigels findet sich eine Krabbe, welche mit ihren scharfbewaffneten Gliedmaßen reiche Beute in ihre

sichere Höhle hineinzieht. Eigenthümlich und durch ihr häufiges Vorkommen lange bekannt sind die Eremitenkrebse, welche in leeren Schnecken- schalen wohnen und sehr häufig diese usurpirte Wohnung mit andern Thieren theilen; man kennt gegenwärtig über hundert Arten Eremiten- krebse, worunter besonders der die Meere unserer Zonen bewohnende *Pagurus Bernhardus* schon seit Alters durch seine merkwürdige Gebunden- heit an die Schale, die er sich gewählt, bekannt und mit allerlei Fabeln ausgeschmückt worden ist. Einer dieser Eremiten lebt regelmäßig mit einem Wurm aus der Familie der Nereiden, ein anderer mit einer Seeanemone zusammen, und die Beobachter dieser Commensalisten wissen viel Merkwürdiges von der Innigkeit dieses Verhältnisses zu erzählen.

Neben solchen freien Zusammenwohnern läßt sich nun eine ganze Anzahl von Thieren aufzählen, deren Organismus schon frühe durch den Aufenthalt in oder an einem andern Thiere erheblichen Veränderungen unterliegt und die so in manchen Fällen gewissermaßen zu Theilen ihres Wirthes werden, die eigene Individualität fast ganz aufgeben. Hierher gehören in erster Reihe die Cirripeden, welche in der Körper- höhle von Krebsen leben und im Grunde nichts Anderes als sich ernährende und Geschlechtsstoffe producirende Säcke darstellen, die *Myzostoma*, welche in einer Seelilie wohnt, und manche andere, deren gemeinsames Kennzeichen die voll- ständige Einbuße der Sinnes- und Bewegungs- organe ist, derjenigen Organe also, deren sie nicht weiter bedürfen, nachdem ihr Wirth für Orts- bewegung und Ernährung sorgt. Hier liegt offenbar der Uebergang zum Parasitismus so nahe, daß eine scharfe Grenze nicht zu ziehen ist, und es wird von Interesse sein, das Her- vorgehen des ausgeprägten Parasitismus aus dieser weitgetriebenen Mitwohnerschaft zu ver- folgen.

Neue Bücher.

Mustern- und Milchmuskelsucht und die Hebung derselben an den Norddeutschen Küsten. Von R. Müblich. Berlin, Wiegandt u. Hempel.

Hausjagethiere, Atlas zur Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen. Von F. A. Zürn. Leipzig, Wilschrod.

Wirbeltiere. Studien über das centrale Nervensystem derselben, von L. Siede. Leipzig, Engelmann.

Zoologische Klinik. Handbuch der vergleichenden Patho- logie und pathologischen Anatomie der Säugethiere und Vögel. Von W. Schmidt. 1. Bd. Die Krankheiten der Affen. Berlin, Hirschwald.

Physiologie und Medicin.

Nekrolog.

Kndt, Dr., der bekante und vielfährige Assistent des berühmten Augenarztes Professor Gräfe, † am 5. Juni in Berlin.

Syme, Professor an der Universität Edinburgh, einer

der berühmtesten Wundärzte Schottlands, † am 26. Juni in Edinburgh. Seit 1833 hatte er daselbst den Lehrstuhl der klinischen Chirurgie inne. Er ist Verfasser einer Reihe von namhaften, in sein Fach einschlagenden Werken.

Neue Bücher.

Anatomie und Physiologie, Bericht über die Fortschritte derselben im Jahr 1869, von Henle u. Meißner. Leipzig, Winter.

Auge, das, und seine Pflege im gesunden und kranken Zustand. Von J. M. Pehmann. Leipzig, Weber.

Augenheilkunde. Die Heilanstalt für arme Augenkrante

in Leipzig. Von E. A. Coccius u. Wilhelmi. Leipzig, Vog.

Valerotherapie, Grundzüge der rationellen, von J. Jacob. Berlin, Enßlin.

Groun, der, und seine Behandlung durch Mercurininhala- tion, von B. Stehberger. Mannheim, Schneider.

Medicinisches Handbuch für das Haus, die Reise und das Krankenbett, von Hochheim. Erlangen, Ente.

Mineralogie und Geologie.

Die mineralischen Brennstoffe in Oesterreich. Vor Kurzem ist nach preussischem Muster eine „Karte über das Vorkommen, die Produktion und Cirkulation der mineralischen Brennstoffe in der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1868, entworfen von F. Fötterle“ erschienen. Zu dieser Karte hat der Verfasser Erläuterungen gegeben (Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt), welchen wir das Folgende entnehmen:

Das Vorkommen der fossilen Kohle ist auf der Karte durch Ausscheidung der verschiedenen Kohlenbecken nach den Formationen, denen sie angehören, ersichtlich gemacht und durch 5 verschiedene Farbentöne, welche die Kohlen der Steinkohlen-, Trias- und Pias-, der Kreide-, der Cocan- und der Neogenperiode darstellen, hervorgehoben. Dies erschien deshalb notwendig, weil sich die Kohlen dieser einzelnen Gruppen qualitativ sehr wesentlich von einander unterscheiden.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die Karte zeigt, wie spärlich und wie ungleichmäßig kohlenführende Becken auf dem großen Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie vertheilt sind, indem die größte Zahl derselben auf den westlichen und mittleren Theil fällt, während der ganze östliche Theil sehr spärlich bedacht ist.

Die produktive Steinkohlenformation ist in Böhmen in dem auf 12–16 Meilen ausgedehnten Becken von Schlan-Kladno-Ka-

konitz außer mehren schwachen Flözen mit einem Flöz von 3–4 Klaftern Mächtigkeit entwickelt. Diese gute cokessfähige Kohle ist für die Eisenbahnen sowohl wie für die gesammte Industrie, insbesondere aber für das Eisenwesen Mittelböhmens von der größten Wichtigkeit geworden. Das unmittelbar sich anschließende Becken von Pilsen nimmt mit Inbegriff einer größern Anzahl kleiner isolirter Mulden einen Flächenraum von 10 QM. ein; die Hauptmulde von Pilsen führt etwa 5 Flöze, worunter nur 3 abbauwürdige von 2½–11½' Mächtigkeit. Das im nordöstlichen Böhmen am Fuß des Riesengebirges gelegene Schaglar-Schwadowitzer Becken bildet eine Fortsetzung des niederschlesischen Beckens bei Waldenburg und enthält eine Anzahl sehr guter bis 20' mächtiger Kohlenflöze. Endlich sind im südlichen Theil von Böhmen die Steinkohlenmulden bei Hurr und Brandau bekannt, deren Ausdehnung sehr klein und deren Produktion kaum nennenswerth ist. Die Größe der Steinkohlenproduktion Böhmens betrug im Jahre 1868 34,611,000 Centner, wovon auf Schlan-Kakonitz 19,837,000, auf Pilsen 11,706,000 und auf Schaglar 3,078,000 Ctr. kommen.

In Mähren und Schlesien ist die produktive Steinkohlenformation durch das Ostrau-Karwiner und das Reudorf-Rositzer Becken vertreten. Ersteres ist bis jetzt auf etwa 6 OMeilen Flächenraum erkannt und bildet den südwestlichsten Theil des großen, über 70 OMeilen verbreiteten

ober-schlesischen Beckens. Es weist über 250 verschiedene Kohlenflöze, darunter 117 abbauwürdige mit über 2 Klafter Mächtigkeit und einer Gesamtmächtigkeit von 56 Klaftern auf und schließt sich dem Schlan-Kladno-Makonitzer Becken an Bedeutung an. Der Bergbau ist hier am weitesten vorgeschritten, hat aber weitaus noch nicht jene Ausdehnung, welche diesem Vorkommen, der besten Gas- und Cokeskohle Oesterreichs entspricht. Das Neudorf-Rositzer Becken westlich von Bränn hat eine verhältnißmäßig kleine Ausdehnung von etwa 6000 Klaftern und nur 2 abbauwürdige Flöze von 5, respektive 8' Mächtigkeit. Dennoch ist es von bedeutendem Interesse, indem es den größten Einfluß auf die bedeutende Tuchindustrie Brünns ausübt und schon in der nächsten Zeit auch für die Strecke zwischen Bränn und Wien und selbst für die nordalpine Eisen- und Stahlindustrie von großer Wichtigkeit werden dürfte. Es wurden 1868 in Mähren und Schlesien 20,381,000 Ctnr. Steinkohlen gefördert, und zwar in Ostrau-Karwin 16,381,000 und in Rositz 4,000,000 Ctnr.

Das ober-schlesische Steinkohlenbecken reicht auch noch im Osten auf eine Fläche von über 10 Meilen in das Krakauer Gebiet hinein; diese Mulde steht an Entwicklung weit hinter der Ostrau-Karwiner zurück, kann jedoch für die Folge dieser noch gleichkommen, da bis jetzt schon 35 Flöze von 4' bis 4 Klafter Mächtigkeit bekannt sind. Die Kohle ist zwar mager und nicht zur Cokesfabrikation geeignet, man hofft jedoch in größerer Tiefe noch neue Flöze mit backender Kohle aufzufinden. Die Produktion dieses Beckens von Jaworzno-Dombrowa betrug 1868 2,724,000 Ctnr.

Zu erwähnen bleibt endlich noch das Vorkommen von Steinkohlen in den Alpen bei Turrach. Dort ist bekanntlich nur die pelagische Stufe der Steinkohlenformation, der es überall an ausgebreiteten und mächtigen Flözen mangelt, in großem Maßstabe vertreten. Bei Turrach werden in einer kleinen, bei 800,000 Klafter fassenden Mulde lockere anthracitartige Steinkohlen gewonnen, und zwar im Jahre 1868 11,000 Ctnr.

In den zur ungarischen Krone gehörigen Ländergebieten ist die Steinkohlenformation auf nur sehr wenige Punkte, und zwar in sehr geringer Ausdehnung beschränkt. Nur an der Grenze zwischen dem Banate und dem romanbanater Militärgrenzregimentsgebiet östlich von Reschiza bei Szekul befindet sich eine Ablagerung von sehr geringer Ausdehnung (2 Flöze von etwa 1 $\frac{1}{2}$ Klaftern Gesamtmächtigkeit), welche

für die Bedürfnisse des Eisenwerkes Reschiza abgebaut wird. Die Produktion betrug 1868 250,000 Ctnr.

Die der Trias- und Liassgruppe angehörigen Steinkohlenvorkommen finden sich nur in den Alpen, bei Fünfkirchen in Ungarn, Steierdorf im Banat und bei Bersaska in der serbisch-banater Militärgrenze. In den Alpen sind diese Vorkommen nur auf die nördliche Nebenzone der östlichen Alpen beschränkt, sie sind zwar mannichfach (bei Lilienfeld, Maiseinmarkt, Wiesebach, Tradigist, Kirchberg) und liefern meist eine sehr gute, gas- und cokesreiche Kohle, da die Flöze aber überall nur geringe Ausdehnung haben, wenig mächtig und vielfach verdrückt und gestört sind, so bleiben sie ohne irgend welchen hervorragenden Einfluß auf die Industrie und verheissen kaum einen lohnenden Betrieb. Die Produktion erreichte deshalb 1868 auch nur die Höhe von 274,000 Ctnr.

Von sehr großer Bedeutung für die Entwicklung der Industrie im südöstlichen Ungarn, in Slavonien, Kroatien und den südlichen Alpenländern, sowie für die Eisenbahnen und Dampfschiffahrt ist dagegen das Vorkommen der Steinkohlen in dem Liassandstein bei Fünfkirchen, wo auf einer Länge von 8000 Klaftern bereits 25 abbauwürdige, 3—12' mächtige Flöze von einer Gesamtmächtigkeit von 14 Klaftern aufgeschlossen sind. Die fast nur lockeren, aber sehr gasreichen und cokesfähigen Kohlen können zu den besten Oesterreichs gerechnet werden und dürften nach Herstellung der nöthigen Eisenbahnverbindungen für die Eisenindustrie von Kärnten und Südsteiermark unentbehrlich werden. Die Produktion betrug 1868 4,000,000 Ctnr.

Nahezu ebenso große Wichtigkeit besitzt die Kohlenablagerung von Steierdorf im Banat, welche von der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft ausgebeutet wird (Produktion 1868 3,500,000 Ctnr.) und deren 3 abbauwürdige, 2—12' mächtige Flöze die beste österreichische Kohle liefern. Dieselbe ist sehr rein und fest, liefert ausgezeichneten Cofes und Gas und kann anstandslos der besten englischen gleichgestellt werden. Die bisherigen Baue und Aufschlüsse sind auf dasjenige Gebiet beschränkt, innerhalb welchem die Liassandsteine in der unmittelbaren Umgebung von Steierdorf zu Tage treten. Da aber kein Zweifel mehr darüber obzuwalten scheint, daß diese Liassandsteinablagerungen auch unter den sie bedeckenden jüngeren Kalkgebilden fortsetzen, so steht eine größere Entwicklung des dortigen Bergbaus sehr bald zu erwarten,

zumal das große Eisenwerk der Staats-Eisenbahngesellschaft in Reschitz auf die Benutzung dieser Kohlen angewiesen ist. Namentlich gegen Norden dürften günstige Resultate zu erwarten sein, da bei Doman in der Nähe von Reschitz dieselben Thonsandsteine kohlenführend zu Tage treten. Es sind hier 2 Flöze mit je 3—6' Mächtigkeit vorhanden, die beide abgebaut werden und vorzügliche Kohle (1868 500,000 Ctr.) für das Eisenwerk liefern. Auch in der südlichen Fortsetzung von Steierdorf treten diese Thongebilde in mehreren Punkten bis an die Donau auf und sind namentlich in der Gegend zwischen Veraszka und Sviniza ziemlich entwickelt. In der Nähe des ersten Ortes wird ein nicht unbedeutender Bergbau auf 3 Flöze von durchschnittlicher Mächtigkeit von 2—3' betrieben, und hat dieselbe um so größeren Werth, als die Baue unmittelbar an der Donau und an der Landungsstation von Drenkova liegen. Die Produktion betrug 1868 250,000 Ctr.

Die der Kreidesequation angehörigen Kohlenvorkommen erreichen weder in der sogenannten Gosauformation in den Alpen (bei Wiener-Neustadt) und in Ungarn bei Muskapatat und im südlichen Siebenbürgen, noch auch im Quadersandstein bei Mährisch-Trübau größere Ausdehnung, die meisten der nicht sehr mächtigen und unreinen Flöze haben sich als unbauwürdig herausgestellt. Die bedeutendste Ablagerung mit 8 bauwürdigen, 15—36" mächtigen Flözen ist jene in der Umgebung von Grünbach bei Wr.-Neustadt, die im Jahr 1868 eine Produktion von 650,000 Ctr. aufzuweisen hatte; demnächst bei Mährisch-Trübau und Boskowitz in Mähren mit einer Produktion von 201,000 Ctr.

Hierauf betrug also die Gesamtproduktion Oesterreichs an Steinkohlen

a) aus der Steinkohlenformation . . .	57,978,000 Centner,
b) aus der Trias- und Liassformation . . .	9,028,000 =
c) aus der Kreidesequation	851,000 =

67,857,000 Centner.

Die Braunkohlen hat man geognostisch zwei Unterabtheilungen des Tertiärgebirges, der Cöcän- und der Neogenformation zugewiesen. Den Ablagerungen der ersteren älteren Abtheilung, welche ihre größte Verbreitung in den Alpen finden, gehören die Kohlenflöze in Istrien an. Dieselben sind unter dem Nummulitenkalk in den sogenannten Cöcinaschichten eingelagert und liefern eine der eigentlichen Steinkohle sehr ähnliche coquesfähige Kohle. Bei Carpano unweit Albona sind 10—11 Kohlenflöze vorhanden, von denen die untersten 3—4 Klafter Mächtigkeit

haben und 1868 425,000 Ctr. lieferten. Weniger wichtig sind die Ablagerungen in Untersteiermark, welche sich, wenn auch nicht in zusammenhängendem Flözzuge, in einer Länge von über 13 Meilen ausdehnen, an zahlreichen Orten abgebaut werden und eine der istrischen sehr ähnliche Kohle liefern. Das Auftreten der Flöze ist leider ebenso absätzig wie in Istrien und die geringe Mächtigkeit der Flöze hindert gleichfalls eine rasche Entwicklung der Baue, so daß die Produktion 1868 nur 128,000 Ctr. erreichte. Noch unbedeutender sind die Kohlen von Göring in Tyrol (212,000 Ctr.) und von Sidorich und Scardona in Dalmatien (98,000 Ctr. feste glänzende Braunkohle). Dagegen haben die Ablagerungen in der Gegend von Gran in Ungarn, die gleichfalls treffliche Braunkohle liefern, für Pest-Ofen besondere Wichtigkeit. Sie liefern in mehreren Flözen bis 4 Klafter Mächtigkeit glänzende Braunkohle von guter Beschaffenheit und 1868 erreichte die Produktion die Höhe von 3,000,000 Ctr.

Viel umfangreicher als die Ablagerungen der Cöcänformation sind nun diejenigen der Neogenformation, welche an Ergiebigkeit den steinkohlenliefernden Schichten nahe kommen. Sie sind über den ganzen Flächenraum der Monarchie gleichmäßiger vertheilt und treten auch meist mit einer sehr bedeutenden Mächtigkeit auf, so daß schon hierdurch in vielen Fällen ein Ersatz für den Mangel der eigentlichen Steinkohlen geboten wird. Sie finden sich fast stets nur an den Kündern der ehemaligen großen Tertiärmeere, welche einen bedeutenden Theil der Monarchie bedeckten, oder in den Buchten derselben, sowie auch in isolirten tertiären Süßwasserseen.

Zu den wichtigsten Vorkommen dieser Abtheilung gehören die ausgedehnten Braunkohlenablagerungen in Böhmen am Südrande des Erzgebirges, welche auf der Länge von Eger bis Aussig nur durch das Duppauer Basaltgebirge, sowie durch einzelne schmale kristallinische Querzücken in abge sonderte große Mulden getrennt sind. Die westlichste dieser Mulden ist die Egerer mit einem 6—7 Klafter mächtigen Flöz wenig brauchbarer Moorokohle, daran schießt das Falkenau-Karlsbader Becken mit 3 Flözen von 4—5 Klaftern Mächtigkeit einer vorzüglichen gasreichen Braunkohle und einem 8—16 Klafter mächtigen Lignitflöz von guter Beschaffenheit. Dieser Kohlenreichtum wird einst bei einer Eisenbahnverbindung mit Eger und dem industriereichen, aber kohlenarmen Süddeutschland von großer

nationalökonomischer Wichtigkeit werden, zumal die Gewinnungskosten nur 3—4 Kreuzer pro Centner betragen sollen. Die Duppauer Basaltberge trennen dieses Becken von dem weiter östlich daran stoßenden Komotauer und Teplitz-Aussiger Becken, welche beide einer großen, zusammenhängenden Ablagerung von nahezu 16 Meilen Ausdehnung angehören und ein Braunkohlensföz von 8—9 Klaftern Mächtigkeit enthalten. In dem Gebiet zwischen Aussig, Teplitz und Dux hat sich bereits ein äußerst schwunghafter Bergbau entwickelt, der durch eine Verbindungsbahn mit der Staatsbahn und mit der Elbe bei Aussig begünstigt wird und seine Produkte fast ausschließlich nach Sachsen und Preußen sendet. In dem Komotau-Saazer Becken hingegen ist wegen Mangel an entsprechenden Kommunikationsmitteln der Bergbau auf die hier abgelagerten Kohlen gänzlich zurückgeblieben, da der Lokalbedarf der wenigen Fabriken gegenüber den großen Kohlenmassen ganz unbedeutend erscheint.

In den böhmischen Becken wurden im Jahr 1868 zusammen 26,179,000 Ctnr. gefördert und davon entfielen auf Falkenau-Eger 3,820,000 Ctnr., auf Komotau-Saaz 2,608,000 Ctnr., auf Dux-Teplitz-Aussig 17,614,000 Ctnr. Im südlichen Mähren lieferte ein Lignitsföz von 7—11' Mächtigkeit 1,746,000 Ctnr. geringen Lignit, der nur für die Zuckerrfabriken und Brennereien Verwendung finden kann. Galizien und die Bukowina sind arm an Braunkohlen. Oesterreich hat leicht zu gewinnenden Lignit im Hausrückgebirge, der schon jetzt für die Westbahn von Bedeutung ist und später auch für die Salinen und selbst für die Eisenindustrie wichtig werden dürfte. Die Produktion betrug 3,904,000 Centner. Niederösterreich liefert Kohle bei Thallern (500,000 Ctnr.), Zillingdorf (100,000), Pottenstein (150,000) und Oberhart bei Gloggnitz (326,000 Ctnr.).

Viel hervorragender sind die zahlreichen Braunkohlenbecken, welche sich am Rande der östlichen Ausläufer der Alpen in Steiermark und in Krain vorfinden und sich meist sowohl durch die Mächtigkeit wie durch die für die Eisenindustrie sehr geeignete Qualität der Kohlenführung auszeichnen. Die Gesamtproduktion bezifferte sich 1868 in Steiermark auf 13,514,000, in Krain auf 2,148,000 Ctnr. Rechnet man dazu noch die Produktion in Kärnten mit 1,035,000 und in den Ländern der ungarischen Krone mit 5,000,000 Ctnr., so erhält man für die österreichisch-ungarische Monarchie

in Summa 58,527,000 Ctnr. Braunkohlen und 126,000,000 Ctnr. fossiler Brennmaterialien.

Wirft man nun einen Blick in die Vergangenheit und stellt die Zahlen der letzten 50 Jahre in Abschnitten von 10 zu 10 Jahren zusammen, so erhält man folgende Reihe. Es betrug die Produktion in Oesterreich

1818	1,689,000 Centner,
1828	3,079,000 =
1838	5,982,000 =
1848	16,760,000 =
1858	51,976,000 =
1868	126,000,000 =

Danach ist also die Zunahme der Kohlenproduktion eine ungemein rapide gewesen und besonders hat seit 1866 ein enormer Aufschwung stattgefunden. Leider fehlte es an Arbeitskräften, um mit der Steigerung des Bedarfs gleichen Schritt halten zu können. Es ist die wichtigste Aufgabe der Bergbaubesitzer, für die Heranziehung eines tüchtigen Arbeiterstandes durch zweckmäßige Kolonisation zu sorgen. Die nächste Zeit wird immer größere Anforderungen an die Bergwerke stellen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei gleichmäßiger Entwicklung die Produktion schon im nächsten Decennium eine Höhe von 3 Millionen Centner erreichen wird. Wie günstig sich aber auch die Verhältnisse gestalten mögen, so wird Oesterreich in seinem Kohlenreichtum doch immer weit hinter Preußen zurückbleiben, wo 1868 bereits 454 Mill. Ctnr. Steinkohlen und 112 Mill. Ctnr. Braunkohlen gefördert wurden.

Nach den statistischen Ausweisen des Jahres 1868 betrug die Ausfuhr von Stein- und Braunkohlen bereits 16,185,961 Ctnr., wovon allein 14,790,296 Ctnr. nach Deutschland gingen. Die Einfuhr erreichte die Höhe von 11,748,825 Ctnr., welche zum größten Theil Oberschlesien und Saarbrücken lieferten. In diesen Zahlen sind natürlich jene Quantitäten nicht inbegriffen, welche aus England zu Wasser bis in die Häfen von Dalmatien, Triume und Triest gelangen und hauptsächlich vom österreichischen Lloyd für dessen Dampfschiffe verbraucht werden.

Die Kohlenproduktion Oesterreichs wird offenbar noch zu einer viel höheren Stufe gelangen, als sie schon jetzt einnimmt, wenn erst eine Vermehrung der Verkehrswege, womit man jetzt eifrig beschäftigt ist, stattgefunden hat. Wenn aber Föterle die Hoffnung ausspricht, daß in den nächsten Jahren das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr sich günstiger gestalten werde, so dürfte die Erfüllung dieser Hoffnung einigermaßen bezweifelt werden dürfen, da Oesterreich

bei zunehmender Entwicklung der Industrie und bei dem verhältnißmäßig geringen Reichtum an guten Kohlen in Zukunft immer mehr

auf einen nächsten und größten Konkurrenten in der Kohलगewinnung, auf Preußen angewiesen sein wird.

Volkswirtschaft.

Die irische Eigenthumsfrage. — Der neue agrarische Gesetzgebungsakt, zu welchem sich die Engländer entschlossen haben, um die Folgen der wachsenden irländischen Mißstände zu beschwören, hat die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt wieder auf eine Angelegenheit gerichtet, die ungeachtet ihres Alters sehr wichtige Seiten für die laufenden Interessen der Gegenwart darbietet und nicht bloß die grüne Insel oder deren englische Beherrscher berührt. Das irische Ackergesetz und die irische Landfrage sind nur besondere Fälle und Gestaltungen von agrarischen Schwierigkeiten, die sich auch unter anderen Verhältnissen wiederholen, und die außerdem auch einige Seiten des Zusammenhangs mit der besondern Gattung von Socialismus darbieten, welche man die agrarische nennen könnte. Doch würde es zu weit ausgreifen heißen, wenn man die Schwierigkeiten der irischen Inhaber von beliebig entziehbaren Ackerstellen mit den Ursachen zusammenwerfen wollte, aus denen die in andern Theilen Europa's auf das platte Land gerichteten Socialagitationen entspringen.

Irland ist seit Jahrhunderten ein Musterland der ökonomischen Dürftigkeit und Verkommenheit gewesen. Dennoch ist es im Großen und Ganzen in unserm Jahrhundert rückfichtlich des Zustandes seiner Bevölkerung noch weiter zurückgekommen und immer mehr in Verhältnisse gerathen, welche eine gänzliche Trennung von den englischen Einflüssen zum Ideal der irischen Patrioten machen. Die Engländer sind ihrer Eroberung bisher noch nicht sonderlich froh geworden, und grade seit der vollständigen politischen Vereinigung haben sich die Dinge immer schlimmer gestaltet. Zuerst und zwar vornehmlich seit den Zeiten der Elisabeth und dann während der englischen Revolution hat sich die erobernde Race in den Besitz des Grundeigenthums gesetzt, und die eigentlichen Ackerbauer haben bis auf den heutigen Tag aus dem unterworfenen Volk bestanden. Die fremde Grundbesitzeraristokratie hat die Behauer des Grund und Bodens von ihrem Belieben abhängig gemacht, und die

Willkür der eigentlichen Landeigenthümer ist fast das einzige Gesetz für die Besitzer der Ackerstellen, d. h. für die kleinen Pächter gewesen. Eine solche Nebereinanderlagerung von Racen, die noch außerdem durch die kirchlichen Einrichtungen getrennt werden, ist eine Erscheinung, die mit einigen erheblichen Modifikationen auch in den russischen Distreprovinzen ein Gegenstück hat, nichtsdestoweniger aber auch unter den günstigsten Umständen die größten Schwierigkeiten bereiten muß, sobald das Völkerbewußtsein unter dem Einfluß der modernen Ideen aus dem früheren dumpfen Gefühl mit größerer Klarheit auftaucht und die wahre Natur solcher Verhältnisse von einem neuen Standpunkt aus beurtheilen lernt.

Man hat ein Zugeständniß nach dem andern gemacht. Man hat erst jüngst die anglikanische Staatskirche in Irland zum Opfer gebracht und man hat jetzt mit der Landbill einen Schritt gethan, der nur die Vorstufe zu einer ernstlichen Regulirung des Eigenthums sein kann. Ein Stück der englischen Herrschaft nach dem andern bricht auf diese Weise in Irland, und zwar im Wege der englischen Gesetzgebung zusammen. Man kann behaupten, daß England sich in dieser Richtung selbst nöthigt, immer weiter zu gehen und die Emancipation seiner Provinz zu beschleunigen. Die liberalen Maßregeln haben bisher und werden noch künftig immer mehr dazu führen, die Unzufriedenheit des irischen Volks zu steigern. So weit diese Erscheinung historische Thatsache ist, hat sie der leitende englische Minister bei Erörterung des neuen Pachtgesetzes zugestanden. Ja noch mehr; Herr Gladstone hat diese Wirkungen aller liberalen, auf die Beschwichtigung der irischen Leidenschaften gerichteten Maßregeln sogar als etwas Befremdliches gekennzeichnet. Dies ist es nun keineswegs. Der bessere Unterricht wird die Irländer nur um so mehr darüber aufklären, in welchem Unterwerfungsverhältniß sie sich in Beziehung auf den englischen Stamm und den großen Grundeigenthümern gegenüber befinden. Die etwaigen Verbesserungen ihrer ökonomischen Lage werden

ße befähigen, den Druck, den sie sonst nur mit roheren Mitteln bekämpfen, nachhaltiger anzugreifen. Es wird sich auch hier das Grundgesetz bewähren, dem zufolge das völlige Elend keine Ansprüche macht, während die durch Reformen gemilderten Uebelstände nur noch lauter und nachdrücklicher zur Beseitigung der Bemerkungen aufrufen.

Um sich eine Vorstellung von den Verhältnissen des ländlichen Eigenthums oder vielmehr von dem Mangel des Eigenthumsprinzips in Irland zu machen, muß man sich der eignen älteren Zustände erinnern und von denselben alle guten Seiten in Abzug bringen. Die preussische Agrargesetzgebung fand in unserm Jahrhundert unter mannichfaltigen andern Gestaltungen auch sogenannte *lassitische* Verhältnisse vor, vermöge deren eine Ackerstelle theils erblich, theils nicht erblich zur Bebauung überlassen war, ohne daß hiermit ein Eigenthum des Lassiten verknüpft gewesen wäre. Indessen waren die betreffenden Stellenbesitzer keineswegs der Willkür der Grundherren preisgegeben worden, sondern die Fürstenmacht, durch welche die Aristokratie eingeschränkt und gezügelt wurde, hatte dahin gestrebt, der Einziehung der Ackerstellen vorzubeugen und die Rechte der arbeitenden Besitzer derartig zu schützen, daß ihr Verhältniß kein ganz prekäres war. Bekanntlich hat die preussische Agrargesetzgebung aus den bloßen Besitzern Eigenthümer gemacht und durch diese Regulirung, die von den Feudalen als Antastung des Eigenthums betrachtet wurde, dem Eigenthumsprincip erst vollständiger entsprochen. In Irland sind nun von der Eroberung her die allerwillkürlichsten Verhältnisse in Kraft geblieben. An Stelle jenes geregelten und geschützten Lassitenthums ist dort die von dem guten Willen des Grundherrn abhängige Inhaberschaft von Stellen die Regel gewesen. Man spricht zwar bei diesen Formationen von Pachtverhältnissen, und so weit es sich um die Zahlung einer ziemlich beliebig expressebaren Rente handelte, hat das Wort Pacht auch einen Sinn. Uebrigens aber fehlte es bei diesen sogenannten Verträgen auf der einen Seite völlig an jeder Kontraktfreiheit. Es handelte sich in der letzten Schicht, die, abgesehen von den Zwischenunternehmungen und Unterverpachtungen, hier allein in Frage kommt, nie um Gewinn, sondern nur um die nackte und noch obenein schmutzige Existenz. Der irische Stelleninhaber war daher bisher am besten als eine Maschine zu betrachten, die man auf dem Acker beließ, weil man durch ihre Vermittlung dem Boden

einige Rente abgewinnen konnte, ohne sich im geringsten um etwas Anderes als die Eintreibung der sogenannten Pacht oder aber um die Austreibung der rückständigen Familien zu kümmern. Eine Zeit lang hat die Einschlebung von Zwischenpersonen, welche die kleinen Ausübungen in Entreprise hatte, dieses ausbeutende Besteuerungssystem noch verwickelter gemacht. Allein diese Gattung ist selbst bei einigen ökonomischen Krisen ruiniert und beseitigt worden. Der neueste Gang der Dinge zeigt uns daher ein mehr unmittelbares Verhältniß zwischen dem Kommissionär des Bodenherrn und den Inhabern ackerbaulicher Existenzstellen.

Man erinnere sich übrigens bei Betrachtung der irischen Zustände, daß kein höher civilisirtes Land die feudale Verfassung des Grundeigenthums in dem Maße konservirt hat als Großbritannien. Die gewaltige Konzentration des Grundeigenthums mit ihren riesigen Fortschritten seit den Zeiten Adam Smiths ist eine der bekanntesten ökonomischen Thatfachen. Unter diesen Umständen darf man sich über die Feudalität der irischen Verhältnisse nicht wundern. Nach den neuesten, für das laufende Jahr benutzten Feststellungen betrug die Zahl der Willkürstellen über eine halbe Million, während nur 135,000 auf Pacht mit geregelten Bedingungen ruhten. Einige hundert große Grundeigenthümer verfügen über drei Viertel der Insel. Solche Verhältnisse sind das Abbild des in das 19. Jahrhundert hinein fortgepflanzten Feudalismus, der sich mit den modernen ökonomischen Mitteln noch besonders wirtschaftlich befestigt und ein eigenthümliches System geschaffen hat.

Dieses System beruht auf der Vergrößerung der Rente im Wege der Austreibung der Stelleninhaber und der Ersetzung derselben durch ökonomisch ergiebigere Wesen, namentlich durch Schafe und anderes Vieh. Diese neue Art von Bevölkerung ist keine solche Last wie die alte, sich immer vermehrende und den Boden ins Bodenlose theilende, die vor allen Dingen leben will und mit ihrer armseligen Kultur keinen allzu hohen Ueberschuß über das, was sie verzehrt, zu liefern vermag. Die Hammel konsumiren zwar auch, aber sie können auch wieder konsumirt werden und liefern insofern unter den betreffenden Verhältnissen für den Eigenthümer eine bessere Rente. Nun ist freilich die Verjaugung der ansässigen Familien, obwohl eine juristische Kleinigkeit, dennoch in der Praxis mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Angesichts der letzteren

muß man sich wundern, daß es seit 1860 noch immer gelungen ist, diesen Prozeß im Gange zu erhalten. Dieses Jahr ist nämlich der Wendepunkt, bei welchem selbst die Optimisten eine seitdem eingetretene sichtbare Verschlechterung der seit der großen Hungersnoth von 1846 vermeintlich verbesserten irischen Zustände eingestehen. Im letzten Jahrzehnt ist der Klassenkampf heftiger geworden, und die alte, seit länger als einem Jahrhundert unter verschiedenen Namen existirende Behme hat ihre Arbeit bis in die jüngste Zeit ziemlich lebhaft verrichtet. Das ökonomische Gesetz der lukrativen Wirtschaft vom Standpunkt des großen Grundeigenthums würde eine Austreibung der Familien, die in der überwiegenden Mehrzahl, juristisch gesprochen, nur precario existiren und selbst bei der besten Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten verjagt werden können, zu einem sehr vortheilhaften Geschäft machen. Hier hat sich indessen neben dem officiellen und positiven Coder noch ein zweites Gesetzbuch der Natur und neben den ordentlichen Richtern noch eine außerordentliche Justanz gebildet, welche das Recht auf Existenz ins Auge faßt.

Die von dem nährenden Boden Vertriebenen haben keine andere Zuflucht. In Irland gibt es nämlich in Ermangelung von Industrie der Regel nach nur eine Wahl zwischen Landbau und Hungertod. Man muß es daher ganz natürlich finden, daß die Vertreibung als ein Attentat auf die Existenz und als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen wird. In den schottischen Hochlanden haben die Austreibungen besser reüssirt; in Irland ist die betroffene Masse zu groß, um in derselben Weise behandelt werden zu können. Die Behme wirkt vorbeugend, und obwohl die agrarische Rache oder Volksjustiz nicht übermäßig viel Opfer fordert, so schüchtert sie doch in weit größerem Maße ein. Den grausamen Entsetzungen gegenüber wird das Todesurtheil der Behme ziemlich nachdrücklich vollstreckt. Die Flintenschüsse spielen eine große Rolle. Man warnt; man kündigt an; man stellt die Bedingungen der Sicherheit und man kann darauf rechnen, daß die Bevölkerungsmasse die Vollstreckung ihres eignen Rechtsgefühls schützen wird. So bleiben die agrarischen Morde der englischen Gerechtigkeit meist unerreichbar; und man kann, wenn man die Sache unbefangen betrachtet, eigentlich nur von zwei Arten der Justiz reden, von denen die eine ebenso roh und barbarisch verfährt, als die andere ungerecht ist. Diese Zustände tragen den Charakter der auf-

gelösten Ordnung zur Schau und haben in andern Richtungen ihresgleichen überall da, wo die öffentliche Gewalt schwach und ungerecht ist, und wo daher die elementaren Mächte ihre eigne Art von Autorität schaffen. So bedenke man z. B., wie das griechische Banditenthum zum Wahlsapparat dienen muß und mit Beeinflussungen vorzugehen gehabt hat, welche in ihren kompromittirenden Wirkungen bis zu den Ministerien hinaufreichten.

Das Verständniß für anarchische Zustände, in denen sogar die Justiz in zwei einander entgegenarbeitende Lager gespalten ist, wird uns bei unserer Gewöhnung an geordnete Verhältnisse auf den ersten Blick nicht ganz leicht. Die irischen Agrarverbrechen verlieren jedoch alles Ueberraschende, wenn man erwägt, daß sie nur dem Kriegszustande zwischen den Grundeigenthümern und den Stellenbesitzern entsprechen. Der Kampf wird beiderseits auf Tod und Leben geführt. Die Entsetzungen sind im Großen und Ganzen als Tödtungen durch ökonomische Mittel zu betrachten. Wer sich und seine Kinder von seiner Stelle vertrieben, seine Hütte niederschlagen und die armeneligen Kartoffeln entzogen sieht, mit deren Hilfe er im Leben zu verbleiben gedachte, wird den Arm, der sich für ihn waffnet und mit unerbittlicher Strenge die Kugel dirigirt, nur als den Vollstrecker seiner empörten Gefühle seiner Rache und seines Rechts anzusehen vermögen. Der gutmüthige Charakter des irischen Volks ist eine ethnographische Thatsache. Wenn also dennoch die betreffenden Proceduren obwalten und keiner Suspendirung der Habeascorpusakte weichen; wenn sogar der Belagerungszustand nicht viel vermag, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß nur die Wucht der kolossalen Mißverhältnisse der ökonomischen Verfassung die unbezwingbaren Erscheinungen hervorrufft.

Es ist nicht das Feniერთhum, was den entscheidenden Antrieb für die agrarischen Racheakte bildet. Die feiuische Gluth, die von Amerika her geschürt wird, richtet sich in allererster Linie nach dem Gegensatz der Race. Das amerikanische Feniერთhum hat die irische Republik im Auge und ist der Depositär aller Gefühle des Hasses, mit welchem der Ire seinen heimischen Boden zu verlassen genöthigt worden ist. Dagegen macht die agrarische Behme keinen Unterschied zwischen Engländern und Irländern, möge es sich nun um die Grundeigenthümer oder um diejenigen Pächter handeln, welche durch das Eingehen auf zu hohe Renten-erpressungen Andere von der Stelle verdrängt

oder auch nur es nicht verschmäht haben, den Platz eines Ausgetriebenen einzunehmen. Der Konkurrenzkampf um die Existenz zeigt sich hiebei in den schlimmsten Gestalten. Der allgemeine Selbsterhaltungstrieb und der Klassengeist lassen es als einen zu rächenden Verrath ansehen, wenn ein Irländer bei der Bewerbung um die kleinen Pachtstellen der Nachfolger eines Vertriebenen wird. Hier unterscheidet also die Behme nur in Rücksicht auf das solidarische ökonomische Interesse der Existenz und befundet sowohl den etwaigen irischen Grundbesitzern, als auch den regelmäßig eingebornen Stelleninhabern gegenüber nur die Rücksicht auf das eine wirtschaftliche Nothgesetz, bei welchem es sich nicht um Race und Race, sondern um leben und nicht-leben handelt.

Mit welchen Gefühlen muß der Inhaber einer Stelle, für den an dem Weiterbesitz seiner Scholle fast unvermeidlich Dasein und Nichtdasein hängt, nicht Denjenigen betrachten, der in diese Stelle einrücken will und vielleicht selbst dazu beigetragen hat, daß die Vertreibung möglich wurde? Diese Einzelvertreibungen sind jedoch, wie schon oben angedeutet, nicht die Hauptmaßregeln. Die letzteren treten vielmehr da ein, wo die menschliche Bevölkerung dem Viehstand Platz machen soll. Man kann es ihr offenbar nicht verdenken, wenn sie sich gegen diese Zumuthung wehrt. Nach 1846 war es allerdings mit Hilfe der Hungersnoth gelungen, die irländische Bevölkerung um einige Millionen zu reduciren. Allein die vermeintliche Verbesserung hat nicht vorgehalten. Seit 1860, dem schon vorher erwähnten, durch mißliche Gestaltungen der Ernten bezeichneten Wendepunkt, ist man mehr als je auf den Kriegsfuß gerathen.

Die Agitation seitens der Irländer hat in agrarischer Beziehung die Unsicherheit des Pacht- oder vielmehr Stellenverhältnisses zum Loosungswort gemacht. Diese Unsicherheit hat bisher jede Strebjamkeit auf Seiten des Irländers unmöglich gemacht. Alles, was er etwa für den Boden that oder darauf baute, konnte ihm sofort wieder genommen werden. Hatte er etwa auf die Gutartigkeit des Eigentümers gezählt und sich besser eingerichtet, so riß der Erbe oder sonstige Rechtsnachfolger die Früchte der Arbeit an sich. Wer das Meiste geleistet hatte, war grade deswegen am sichersten, in gesetzlicher Weise beraubt zu werden. In andern Ländern hat man den Zustand solcher Hörigkeit durch Eigentumserteilungen an die mit dem Boden thatsächlich Ver-

wachsenen erledigt. Man hat ihnen die Früchte ihrer Arbeit und derjenigen ihrer Vorfahren gegen Auserlegung von Leistungen an die feudalen Landherren überlassen. Man hat sie zu selbständigen und freien Bauern gemacht. Allein in Großbritannien kann sich der Feudalismus hiezu nicht von selbst entschließen, und der Industrialismus, obwohl er dem ersteren entgegentritt, denkt vorwiegend auch nur an die Ausbeutung in modernen Formen, so daß es einigen Schriftstellern überlassen bleibt, die etwas durchgreifenderen Maßregeln zu empfehlen. Der bekannte philosophische, nationalökonomische und sonst publicistische Anwalt eines in einigen Richtungen halb radikalen Liberalismus, Stuart Mill, hat in der irischen Landfrage das, was wir bei uns Regulirung nennen würden, d. h. die schließliche Verschaffung von Eigenthum, ins Auge gefaßt. Die neue Landbill schlägt jedoch einen Weg ein, der zwar allem Anschein nach eine Verbesserung einschließen soll, dennoch aber sehr viele Bedenken rege macht. Es würde eine Ueberhebung sein, wenn selbst Jemand, der die irischen Zustände vom Festlande aus zu einem Specialstudium gemacht hätte, über den ferneren Gang der Dinge und über den relativen Nutzen der neuen Maßregeln aburtheilen wollte. Das Eindringen in agrarische Verhältnisse ist nicht leicht, da die bloße Kenntniß von Gesetzen und offenkundigen Gewohnheiten nicht ausreicht. Man muß die Organe der agrarischen Gesetzesvollstreckungen in Anschlag bringen und darf die nationalökonomischen Schwierigkeiten einer halben Rechtsmaßregel grade im Falle Irlands am allerwenigsten unterschätzen. Die specifisch englischen Schriftsteller, namentlich die ausgesprochenen Anhänger der Malthus-Ricardo'schen Dekonomie, wie Mill, oder diejenigen der Cobden'schen Anschauungsweise sind mit ihrem Urtheil theoretisch oder praktisch zu sehr interessirt, um ohne ernstliche Kritik benutzt werden zu können. Sie unterdrücken namentlich die Folgen, welche die Zerstörung der früheren irländischen Industrie durch die Engländer gehabt hat. Andererseits wird aber wiederum die Frage in Zusammenhang mit der irischen Racenpolitik behandelt, und was aus irischen oder amerikanischen Darstellungen hervorgeht, vertritt in oft allzu leidenschaftlicher Weise den Standpunkt des empörten Rechtsgefühls. Die thatsächlichen Informationen sind daher von beiden Seiten einigermaßen verdächtig. Was aber das Urtheil über die bestimmten Verhältnisse anbelangt, so tasten die Engländer selbst nach dem Festlande hin, um sich

in ihrer Rathlosigkeit an der Geschichte und den Zuständen unserer Agrarverfassungen zu orientiren. Hiesfür ist z. B. ein auch von Stuart Mill günstig angeesehenes Buch (Leslie, Land systems and industrial economy of Ireland, England and continental countries, 1870) ein sprechendes Zeugniß. Trotzdem dürfte es den Engländern noch lange schwer fallen, die festländischen Zustände unabhängig von denjenigen Thatsachen zu begreifen, die sich nicht einmal durch gelegentliche Einnahme des Augenscheins an Ort und Stelle sofort offenbaren, sondern dem Gebiet dessen, was gewöhnlich nicht gesehen wird und auch nicht gesehen werden soll, anzugehören pflegen.

Eine entsprechende Zurückhaltung dürfte daher für den Festländer den irischen Zuständen gegenüber am Platze sein. Dennoch läßt sich aber wenigstens so viel behaupten, daß die Grundsätze der neuen Landbill, allen geschichtlichen Erfahrungen nach, nicht eine halbe, sondern nur eine Zehntelmaßregel repräsentiren. Die im Dunkel schwankender und schlecht bestimmter sogenannter Gewohnheitsrechte für den Ulsterschen Bezirk verborgene Weisheit soll ans Licht gezogen und zu einer gesetzlichen Nothwendigkeit gemacht werden. In dem Ulsterschen Bereich ist aber schon der Protestantismus ein Zeichen, daß dort andere Voraussetzungen als sonst in Irland obgewaltet haben. Das etwas festere Pachtverhältniß, die längeren Befassungen oder Kontrakte; — das sind günstige Anzeichen. Allein die wesentlich den Gerichten, die zugleich zur Hälfte Verwaltungsbehörden sind, anheimgegebene nähere Bestimmung des Nus macht dieselben in diesem Falle erst zu den praktisch entscheidenden Gesetzgebern.

Ein mehr specificirter Theil der neuen Landbill sieht eher danach aus, als wenn er Einiges helfen und die einst unausbleibliche Eigenthumsliquidation wenigstens beschleunigen könnte. Man hat es zur allgemeinen Regel gemacht, daß bei den kleineren Pachtungen und Stellen im Falle der Auflösung des Verhältnisses für das, was man als Frucht der Arbeit des Stelleninhabers ansehen kann, von dem Grundeigentümer je nach der Höhe der Rente irgend ein Vielfaches derselben als Entschädigung gewährt werde. Hienach muß der Landherr, falls ihm die Rente pünktlich gezahlt wird, den Stelleninhaber belassen, oder aber im schlimmsten Falle, d. h. bei den kleinsten Renten, den siebenfachen Betrag zahlen. Dieses Vielfache sinkt mit der Höhe der Renten und hört schließlich ganz auf. Die ganze

Einrichtung gilt für die Fälle, wo kein Ulstersches Verhältniß und kein eigentlicher Pachtkontrakt maßgebend ist. Natürlich ist bei der Würdigung dieser Bestimmungen der labrynthische Zustand der englischen Jurisprudenz nicht zu vergessen. Ferner ist gegen zu hohe Rentenerpressungen ein gewisser, schwer definirbarer, so zu sagen gerichtlicher Schutz geschaffen, über welchen Diejenigen, welche in dem positiven Recht nur absolute Kontraktfreiheit voraussetzen, in Erstaunen gerathen. Uebrigens aber weiß man aus allen agrarischen und verwandten Verhältnissen unserer eigenen Zustände, daß in diesem Gebiet die Regelung von Leistung und Gegenleistung durch besondere Tribunale mindestens als Uebergangsmaßregel etwas Unermeidliches ist.

Wie man sieht, ist der Schwerpunkt der neuen Maßregel der Schutz der Stellenbesitzer gegen die Anstreibungen, welche ihnen die von ihnen selbst hergestellten Dinge nehmen und mit dem Grund und Boden auch die Früchte aller ihrer Arbeit und ihrer Verbesserungen einziehen. Es beruht zwar das Eigenthum im letzten Princip nicht auf der Arbeit, aber wohl gilt der Satz und macht sich immer mehr geltend, daß die Früchte der Arbeit ausnahmslos einen Anspruch geben, an denselben ein Recht zu haben, und die entgegenstehenden Beeinträchtigungen als Verletzungen eines natürlichen Eigenthums oder vielmehr eines Verhältnisses höherer Art anzusehen. Dieser fundamentale Grundtrieb macht sich auch in der irischen Eigenthumsfrage geltend, und was auch sonst aus Irland werden möge, — es wird die annähernde Hörigkeit seiner Bevölkerung sich auflösen und freieren Formen Platz machen. Vom festländischen Standpunkt nimmt es sich allerdings wunderbar aus, daß man an dem feudalen Obereigenthum so zäh fest hält und nur die Befassung der kleinen Wirthe an ihrer Stelle vermittelst der Feststellung einer Entschädigung ein klein wenig verbürgt. Man befindet sich in Großbritannien in dieser Beziehung noch beinahe ein Jahrhundert hinter den Fortschritten des Continents, und diese Rückständigkeit hat keineswegs bloß in irländischen Zuständen ihr Dasein und ihren Grund. Die russischen Maßregeln erscheinen als ein großer Fortschritt im Vergleich mit derjenigen Flickarbeit, der sich die englische Gesetzgebung in Irland unterzieht. Es ist wahr, daß die Reigungen und Ueberlieferungen des irischen Volks eine sehr scheinbare Veranlassung geben, an seinem ökonomischen Schicksal zu zweifeln und den Fren die Fähigkeit zu einer komfortablen Existenz

abzusprechen. Vor 180 Jahren kennzeichnete William Petty, der berühmte Vorläufer der Statistik und Nationalökonomie, in seiner „Anatomie von Irland“ die dortigen Zustände durch Thatsachen, an welche man auch bei der heutigen Betrachtung der augenblicklichen Verhältnisse noch lebhaft erinnert wird. Er zeigt in besondern Zahlen, daß vier Fünftel aller Familien in Hütten ohne Fenster und Thürverschluß, sowie ohne Schornstein leben. Auch heute liebt man es noch, die Lebensart der Irländer mit derjenigen der Wilden zu vergleichen. Doch darf man hier nicht zu weit gehen; denn auch auf dem Festland hat man Musterbilder dieser Art genug. Das Schwein, welches in den kleinen irischen Verhältnissen die Rente deckt, soll oft den besten Platz des Logements haben, und es ist auch in der That die wichtigste Persönlichkeit, da auf ihm die Möglichkeit beruht, schließlich die sogenannte Pacht zu bezahlen. Es vertritt auf diese Weise gleichsam die auswärtigen Angelegenheiten der Stelle gegenüber dem Landlord und drückt mithin der ganzen Wirtschaft den Stempel auf.

Vor 35 Jahren klagte Cobden in seinen Schriften über England, Irland und Amerika, daß Irland den ökonomischen Zustand Englands und namentlich die englischen Arbeitslöhne niederdrücke. Diese Idee war praktisch nicht sehr ernst gemeint, wenigstens nicht in Beziehung auf die Löhne. Ebenso kam Cobden über den sogenannten Absentismus der irischen Grundbesitzer zu keinem Ergebnis. In Rücksicht auf die inneren Wanderungen der arbeitenden Iren, welche in England für den geringsten Lohn arbeiten und durch ihr Angebot die Lebensgewohnheiten der bisher oder ohnedies besser bezahlten Engländer drücken, konnte sich Cobden von seinem Standpunkt aus keine klare Vorstellung der Ursachen und des Umfangs dieser Vorgänge verschaffen. Für seine Betrachtungsart war die Verwunderung am Plage, daß die niederdrückenden Wirkungen nicht noch größer wären. Er ging davon aus, daß sich in einem freien Staat die ökonomischen Verhältnisse der verschiedenen Provinzen nivelliren müßten, was auch bei der größten Freiheit aus nationalökonomischen Ursachen nicht der Fall sein kann. Der Absentismus aber, d. h. die Abwesenheit der großen Grundbesitzer, die ihre Rente in England oder sonst wo in der Welt verzehren und sich übrigens um

Nichts kümmern, will für Irland noch etwas anders aufgefaßt sein, als meistens geschieht. Er besteht nicht eigentlich darin, daß die heimischen Grundbesitzer im Ausland lebten, sondern darin, daß der Grund und Boden gewissermaßen in ausländischen, d. h. vorwiegend in englischen Händen ist. Aus diesem Grunde hängt auch der Absentismus mit der Nationalitätsfrage zusammen und läßt sich ohne die letztere gar nicht erledigen.

Was aber die hergebrachte Gedrücktheit und aufscheinende Unfähigkeit des irischen Stammes betrifft, sich ökonomisch herauszuarbeiten, so würde eine Aburtheilung im Sinne einer prädestinirten Ohnmacht voreilig sein. Die ökonomische Kraft hängt von der politischen und socialen ab. Eine politische und social in Fesseln geschlagene Bevölkerung hat als Konsequenz ihrer früheren Unfähigkeit, das Joch fernzuhalten, auch die wirtschaftliche Abhängigkeit über sich ergehen lassen müssen. Es hat eine landwirtschaftlich proletarische Existenz in Dürftigkeit und zugehörigem Schmutz geführt, aber seine Zahl trotz aller Decimierungen seit einem Jahrhundert gewaltig gesteigert. Durch den letzteren Umstand ist, so wunderbar es klingt, durch Verwandlung von Kartoffeln in Menschen eine wenigstens durch ihren passiven Widerstand respectable Macht erwachsen. Die letztere wird allermindestens und unter allen Umständen so viel vermögen, daß man für sie sorgen und sie agrarisch unabhängiger machen muß. Hiernach wird also ungeachtet aller angestammten ökonomischen Ohnmacht die Hungerfrage zu einem neuen Zustand führen, auch wenn sich die entsprechenden politischen Ereignisse, die von den auswärtigen Gestaltungen der englischen Politik abhängen, noch weiter hinauschieben sollten. Unter allen Umständen tendirt die irische Eigenthumsbewegung dahin, mit dem Eigenthum auch die Grundlagen einer gewissen Freiheit zu schaffen. Das jetzige Gesetz kann die endgültige Reform beschleunigen; es wird dies im doppelten Sinne thun, nämlich ebenso durch die positiven Gesichtspunkte, von denen es ausgeht, und durch welche es Verbesserung im Auge hat, als auch und vielleicht noch mehr durch seine Mangelhaftigkeit und durch die Engherzigkeit, welche in seinem Entwurf zu Tage getreten ist.

Dr. Dühring.

Neue Bücher.

Besteuerung der Wechsel etc., von C. v. Geßlern. Triest, Schimpff.

Handel und Verkehr.

Umschau. Ende Juni. Der ständige Ausschuß des Deutschen Handelstags hat es als seine Aufgabe erlannt, der zu erwartenden Bankgesetzgebung im Norddeutschen Bunde ähnlich vorzuarbeiten, wie früher der nun eingeleiteten nationalen Münzreform durch ein Preisauschreiben und eine darauf folgende öffentliche Verhandlung in vollem Handelstag. Eins seiner Mitglieder, Dr. Alexander Meyer aus Breslau — jetzt zum Generalsekretär des Handelstags ausersehen —, stellte demgemäß im Februar gleichzeitig für den Handelstags-Ausschuß und für den am 15. August zu Lübeck sich versammelnden volkswirtschaftlichen Kongreß Theesen auf, und eine Kommission auserwählter Sachverständiger berieth dann auf dieser Basis eingehend im Mai zu Berlin. Doch scheint dabei weniger reifes Ideen-Material herausgekommen zu sein, als man wohl voraussetzte. Die Theesen des Referenten hatten an der Nothwendigkeit einer Centralbank im Norddeutschen Bunde, wie bisher* in Preußen, festgehalten, wenn auch nicht mit allen den Vorrechten, deren die Preussische Bank bis jetzt genießt. Dadurch wurden die Direktoren der Braunschweiger Bank aufgestachelt, etwas für die bedrohte Stellung der Privatzeittelbanken zu thun. Indem sie darauf hinwiesen, daß die Solidität dieser vielangefochtenen Institute unbefleckt dastehe, und auch die Papiergeldwirren Deutschlands weit weniger von ihren Noten als von den Zetteln mancher Kleinregierungen herrührten, luden sie sämtliche Privatzeittelbanken zu einer Koalition ein, als deren Ziel sie ihrerseits mit anerkennenswerthem Muth die Fusion sämtlicher Baarvorräthe und die Ausgabe einer einzigen Art von Banknoten durch sämtliche verbundene Banken hinstellten. Damit wäre der privilegirten Centralbank immerhin die Konkurrenz einer annäherungsweise oder völlig gleich starken Allianz von Zettelbanken gegenübergestellt, um sie einerseits in wohlthätigen Schranken zu halten, andererseits zu der gebührenden wachsamem Rücksicht auf die Bedürfnisse des Verkehrs zu nöthigen. Der Erfolg des Schrittes ist noch nicht zu übersehen.

Das mit dem Reichstag vereinbarte neue Aktiengesellschaftsrecht ist bereits publicirt worden. Für Preußen und die meisten Klein-

staaten bedeutet es einen wesentlichen Fortschritt, zumal in dem Wegfall des Konzeptionswesens; für die Hansestädte dagegen, wo bisher die freieste Bewegung in diesen Dingen herrschte, einen nicht unempfindlichen Rückschritt.

Das Bundesoberhandelsgericht zu Leipzig soll am 5. August ins Leben treten.

Die Breslauer Handelskammer hatte beim Kultusminister beantragt, auf den preussischen Universitäten Lehrstühle für Handelswissenschaft zu errichten. Der Kultusminister hat sie abschläglich beschieden. In Leipzig, für das ein ähnliches Gesuch nach Dresden gegangen war, wird ein solcher Lehrstuhl voraussichtlich errichtet werden. Inzwischen sucht man in den Hansestädten dem in diesem Antrag ausgesprochenen Bedürfniß von einer andern Seite beizukommen. Hamburg geht damit um, sein seit 1610 bestehendes akademisches Gymnasium ganz in eine Akademie für freie wissenschaftliche Vorträge umzuwandeln, während es bisher in erster Stelle ein Mittelglied zwischen Gymnasium (dem sogenannten Johanneum) und Universität sein sollte, thatsächlich aber schon lange nicht mehr war; — in Bremen wird seit mehreren Jahren ein gleichartiger Plan ernstlich erwogen, und kann sich jetzt an einen großen „kaufmännischen Verein“ anlehnen, der während des letzten Winters unter sehr günstigen Auspicien entstanden ist; — Lübeck endlich wird sich wahrscheinlich bald durch die überquellenden Einkünfte seines kolossalen Stiftungsvermögens getrieben sehen, eine zeitgemäße akademische Anstalt zu schaffen.

Im Juli werden in Berlin die Statistiker wieder zusammentreten, welche schon im Januar und Februar beschäftigt waren die Grundlagen für eine gemeinsame Zollvereinstatistik zu finden. Die Vorarbeiten zur Methode der Handelsstatistik, welche Dr. Georg Hirsh im vorigen Herbst auf einer Reise nach England, Frankreich, beiden Niederlanden, Hamburg und Bremen gesammelt hat, werden eben jetzt in den „Annalen des Norddeutschen Bundes“ veröffentlicht.

Die preussische Eisenbahnpolitik, vom Handelsministerium ausgehend, ist neuerdings zum Gegenstande heftigen Angriffs geworden. Man wist ihr vor, daß sie von fiskalischen an-

statt von handelspolitischen Motiven beherrscht werde, — Staatsbahnen und unter Staatsverwaltung stehenden oder sonst begünstigten Bahnen jede Konkurrenz vom Leibe zu halten suche, was allenfalls zu dem Preussischen Eisenbahngesetz von 1838, aber nicht mehr zu der jetzt maßgebenden Norddeutschen Bundesverfassung (Art. 40) stimme. Die Direktion der Rheinischen Eisenbahngesellschaft hat in ihrem letzten Verwaltungsbericht öffentlich vor ihren Aktionären Klage darüber geführt, daß ihr aus Konnivenz gegen die Köln-Mindener Gesellschaft eine selbständige Verbindung mit der Hannoverschen Staatsbahn hartnäckig versagt werde, während die Verkehrsstatistik der rheinisch-westfälischen Bahnhöfe doch ergebe, daß nirgends in Deutschland die Eisenbahn-Frequenz so rapide wachse, und folglich transportabler Stoff genug für zwei Bahnen neben einander zwischen Rhein und Weser vorhanden sei. Gleich ihr beschwerten sich zwei andere, neugebildete Gesellschaften in den westlichen Provinzen, daß das Handelsministerium auf ihre ihm überreichten Projekte stumm bleibe: die eine, welche über Bad Deynhausen, die andere, welche über Böhne und Detmold die grade Linie zwischen Bremen und Frankfurt am Main herstellen will. Noch erbitterter werden gleiche Beschwerden im Osten der Monarchie laut. Hier sind es besonders Breslau und Stettin-Swinemünde, welche sich nach dem kürzesten Verbindungswege der graden Linie sehnen und denselben wegen der zärtlichen Besorgnisse des Handelsministeriums für die Rente der Niederschlesisch-Märkischen Bahn nicht erlangen können. Die „Niszezeitung“, ein die Regierung meist unterstützendes liberal-konservatives Blatt, greift den Grafen Ikenpliz wegen dieser Verbindungs-politik persönlich an und dringt auf Uebertragung der Eisenbahnkonfessionierung an die Bundesorgane, worin ihr von Westen her die halb nationalliberale, halb fortschrittliche „Elberfelder Zeitung“ sekundirt.

In Belgien geht die offizielle Eisenbahn-politik dahin, den Betrieb sämtlicher Bahnen in die Hand des Staates zu bringen, auf welchem Wege im letzten Frühjahr durch einen um Mitte Mai von der Kammer genehmigten Vertrag ein neuer bedeutender, dem Staatsbetrieb 115 Kilometer Eisenbahn hinzuzufügender Fortschritt gemacht worden ist. Die entsprechende Tendenz in England geht dagegen mehr nach Koncentrirung des Besitzes aller Eisenbahnlinien auf den Staat, während der Betrieb der Konkurrenz von Privatgesellschaften zu überlassen wäre. Die

schlechten Geschäfte, welche fast alle englischen Eisenbahnen, und der Bankerott, den einige von ihnen gemacht haben, drängen auf diesen Ausgang hin. Abgesehen aber von allen praktischen Fragen ist es jedenfalls bemerkenswerth, daß grade in den Ländern, wo der Freihandel seine größten Triumphe gefeiert hat und am unbestrittensten herrscht, und wo daher auch innerhalb seiner eigentlichen Sphäre nicht entfernt an Reaktion zu denken ist, der Uebergang der Eisenbahnen auf den Staat am ernstlichsten ins Auge gefaßt wird. In England gehören der große finanzielle Ausbenter des Freihandelsprinzips, Gladstone, und das tonangebende volkswirtschaftliche Blatt, der „Economist“, zu Partisanen dieser speciellen Ausdehnung der Staatsgewalt in der einen oder andern Form; in der Schweiz Bankpräsident Stämpfli, früher Bundespräsident und leitender Staatsmann der Eidgenossenschaft.

Nach einer andern Seite hin hat Norwegen für die allgemeine Entwickelung des Eisenbahnwesens Bedeutung erlangt. In diesem dünnbevölkerten gebirgigen Lande zuerst ist voller Ernst gemacht worden mit Bahnen von isomaler Spurweite, einer für Bau und Betrieb ungleich wohlfeileren Anlage. Die Spurweite der neuern norwegischen Bahnen beträgt nur drei Viertel (3' 6" englisch) der gewöhnlichen (4' 8 1/2" englisch); dabei wird der Wagenzug hinter der Lokomotive durch ein Buffer- und Kuppelungssystem verknüpft, das die Zug- oder Druckkraft nicht auf das Rahmenwerk der Wagen, sondern bloß auf die Zugstangen und Federn wirken läßt, den gesammten Wagenpark also weit besser konservirt. Aehnliche Ersparnisse, mit ähnlich gutem Erfolg, hat man in Oldenburg gemacht, das dadurch in Deutschland bis jetzt allein steht. Aber während die den Landtag beherrschenden Bauern bisher zu jeder Eisenbahnbewilligung mit den Haaren herbeigezogen werden mußten, ist der rasch gewonnene Ueberschuß die Ursache geworden, daß Abneigung sich in feurigen Eifer verwandelt hat. Die letzten Eisenbahnpläne der Regierung sind ohne alle Schwierigkeit durchgegangen, und was bei den Chausseen einst so lange dauerte, der Fortschritt von dem Stadium stumpfsinnigen Widerstands zu dem Stadium wetteifernder Begierde, das hat bei den Eisenbahnen nur weniger Jahre bedurft, Dank ihrer billigen Anlage. Politisch wird diese sich also immer rechtefertigen lassen, selbst wenn sie sich, wie Manche annehmen, finanziell nicht bewähren, d. h. wenn frühe und kostspielige Reparaturen die anfängliche Erspar-

niß beim Bau verschlingen und überbieten sollten.

Das große Unternehmen der Gotthard-Bahn mit einem Tunnel von Göschenen bis nach Airolo darf als gesichert gelten, nachdem außer Baden auch der Norddeutsche Bund seinen Theil an der erforderlichen Subvention übernommen hat, wenn auch bis jetzt weder von Italien und den beiden Niederlanden, noch von Württemberg und einigen der dazu herangezogenen deutschen Eisenbahngesellschaften definitive Erklärung vorliegt. Die Frist für diese Anschlüsse ist neuerdings vom 1. Mai 1870 auf den 31. Januar 1871 erstreckt worden, so daß Zeit genug für die etwa beabsichtigten Einwirkungen auf diese zögernden Interessenten bleibt; wenn auch andererseits der damit verbundene Zeitverlust für den Beginn eines ohnehin so langwierigen und weitaussehenden Baues bedauert werden muß. Zu den eingeleisteten Gegnern der Gotthard-Bahn zählt außer den dadurch bei Seite geschobenen schweizer Lokalinteressen das Haus Rothschild, weil es als Besitzer einer norditalienischen Eisenbahn dem Königreich Italien gegenüber verpflichtet ist, zu der ersten ins Leben tretenden Alpenbahn zehn Millionen Franken herzugeben; außerdem aber die Pariser Aktionäre der sogenannten ligne d'Italie, welche auf den Simplon zuführt, der also an der Bevorzugung des Gotthard nichts gelegen sein kann. Es ist fraglich, ob es diese feindlichen Interessen waren, welche sich des französischen Chauvinismus zu bedienen wußten, oder ob es der Chauvinismus war, der die Interessen stachelte — kurz, im Gesetzgebenden Körper zu Paris wurde eine Interpellation in Bezug auf die Gotthard-Bahn eingebracht, die nicht den Zweck verfolgte, dieses mit dem Suezkanal an Schwierigkeit und Bedeutung wetteifernde deutsch-schweizerisch-italienische Unternehmen zu fördern. Indes erhoben sich nach einander drei Minister zu dem Zeugniß, daß Frankreich weder einen Grund noch ein Recht habe, sich in die Sache zu mischen. Die Anhänger des Simplon hoffen nun, Frankreich werde wenigstens ein Interesse anerkennen, diesen Berg seinerseits ebenfalls mit einer Eisenbahn zu durchstechen.

Am 1. Juli hören die Elbzölle auf erhoben zu werden — die letzten jener mittelalterlichen Pladereien des Stromverkehrs, mit denen die Erhaltung des Flußbettes und Fahrwassers längst nur noch in sehr losem, wenn überhaupt irgend einem Zusammenhange steht, so daß merkwürdigerweise gerade der größte deutsche Strom zuletzt von ihnen befreit wird.

Der Mangel eines Binnenschiffahrtsgesetzes, den das Deutsche Handelsgesetzbuch unausgefüllt gelassen hat, wird in den beteiligten Kreisen lebhaft empfunden. Eine gute Vorarbeit zu demselben ist aus dem Schoße des Deutschen Handelstags hervorgegangen, auf Grund eines von dem Commerz- und Admiraltätsrichter Singelmann in Königsberg herrührenden Entwurfs.

Die Norddeutsche Seewarte in Hamburg, ein nautisch-meteorologisches Institut nach Vorbildern, welche in Utrecht, London und Washington bestehen, hervorgegangen aus der Initiative eines Privatmanns, ihres dermaligen Direktors W. von Freeden, ist finanziell jetzt vom Bunde mehr oder weniger übernommen worden. Sie verdient es vermöge der praktischen Dienste, welche sie unserer Seeschifffahrt leistet, der sie insbesondere durch Segelanweisungen für die kürzesten Kurse zwischen zwei gegebenen Punkten zu Hülfe kommt, mit der Zeit vielleicht auch durch verlässige Wetteranzeigen noch weiter unter die Arme greifen wird.

Neue Dampferlinien sind in letzter Zeit eingerichtet worden zwischen Stettin (über Kopenhagen) und Newyork, Neapel (über Palermo) und Newyork, Toulon und Saigon. Die erste ist hauptsächlich auf den Transport deutscher und skandinavischer Auswanderer gemünzt, die zweite auf den von Südfrüchten; während die dritte vom französischen Marineministerium hergestellt wird im Interesse der jüngsten Kolonie Frankreichs in Cochinchina.

Gegen das Telegraphen-Monopol der Regierungen und namentlich gegen dessen Ausbeutung durch privilegierte Kompagnien hat sich wiederholt eine sachverständige Stimme im „Bremer Handelsblatt“ erklärt (zuletzt in Nr. 958 von diesem Jahre), und insbesondere den Zeitungen anempfohlen, sich nach dem Vorgang anderer Länder, z. B. der amerikanischen Tagespresse, zu gemeinschaftlichem Bezug von Telegrammen zu associiren. Doch sind diese Anregungen bis jetzt ohne praktischen Erfolg geblieben. Umgekehrt sind die englischen Telegraphenlinien seit kurzem sämmtlich durch Expropriation gegen Entschädigung in den Besitz des Staats gelangt, dessen Verwaltung aber gleich anfangs große Schwierigkeiten zu bestehen gehabt hat.

Anfangs Juni ist der unterseeische Telegraph von Gibraltar nach Malta der öffentlichen Benutzung übergeben worden, der der Fahrt durch den Suezkanal sehr zu Statten kommt. Eine Gesellschaft für einen direkten

deutsch-amerikanischen Telegraphen unter See bildet sich gegenwärtig.

Die glückliche Durchstechung der Landenge von Suez hat Speculanten ermutigt, der griechischen Regierung einen Durchstich durch den Isthmus von Corinth vorzuschlagen, wofür denn auch Vermessungen stattfinden.

Postverträge abzuschließen ist der darin äußerst thätigen und erfolgreichen Norddeutschen Postverwaltung neuerdings gelungen mit England und den Vereinigten Staaten, wodurch vom 1. Juli an der Satz für den einfachen Brief im deutsch-englischen Verkehr auf $\frac{1}{2}$, im deutsch-amerikanischen Verkehr auf 3 Sgr. ermäßigt worden. Dagegen weigert Frankreich sich eigenmächtig, zu ähnlichen Erleichterungen die Hand zu bieten. Es belastet sogar den Briefverkehr, der sein Gebiet bloß durchläuft — z. B. zwischen Deutschland und Westindien oder Südamerika über St. Nazaire oder Bordeaux —, mit einer willkürlichen hohen Abgabe. Diese Abpernung gegen einen billigen und leichten geistigen Verkehr ist höchst befremdlich von einem Lande, das sich nicht bloß rühmt an der Spitze der Civilisation zu marschiren, sondern auch die Ideen der Zeit den übrigen Völkern erst verständlich und genießbar machen zu müssen; und die spröde Zurückhaltung gegen Deutschlands Anträge ist sehr undankbar, wenn man an unser Entgegenkommen auf die ersten Eröffnungen wegen eines Handelsvertrags im Jahre 1860 und auf den Vorschlag zu einer europäischen Münzkonferenz im Jahre 1867 zurückdenkt. Das Ministerium Olivier hat in dieser Beziehung auch nicht die mindeste Veränderung hervorgerufen.

Der deutsch-mexikanische Handelsvertrag, den unser neuer Gesandter in Mexiko R. v. Schlözer dort mit Präsident Juarez und

dessen Ministern zu Stande gebracht hatte, fand diesseits bei den sachkundigen und interessirten Kaufleuten ziemlich ersten Widerstand. Man fand ihm die Spuren der Ueberhebung gegen Europa, welche auf den Fall des Kaiserreichs in jenem Lande gefolgt ist, doch allzu stark ausgeprägt, und einzelne schlechtthin unannehmbare, ja gradezu entwürdigende Bestimmungen in demselben. Lieber gar kein Vertrag als dieser, waren manche Personen dieser Klasse geneigt zu sagen. Indessen ist es den persönlichen Bemühungen des dazu herübergekommenen Gesandten erst beim Bundeskanzler und dessen Räten, dann in Hamburg und Bremen, schließlich bei maßgebenden Reichstagsmitgliedern doch gelungen, die Bedenken so weit als nöthig zu beschwichtigen, damit er eine nicht zu stark verlausulirte Genehmigung erlange. Er wußte umgekehrt den Vertrag als das Nonplusultra dessen zu charakterisiren, was jetzt zu erlangen sei, weit besser als nichts, mit der Zeit verbesserungsfähig, und genehmigt von den Deutschen drüben im Lande selbst. Mit der Genehmigung und den Wünschen des Reichstags in der Tasche kehrt er nun alsbald wieder auf seinen Posten zurück, um die letztern möglichst durchzusetzen.

Nach Europa zurückkehren in diesem Augenblick die Mitglieder der österreichisch-asiatischen Expedition, an ihrer Spitze der Ministerialrath Karl v. Scherzer, einst Moritz Wagners Reisegefährte in Mittelamerika. Es ist Scherzer u. a. gelungen, in Schanghai und Yokohama, also den beiden Haupthäfen Ostasiens jenseits Singapur, kleine Museen österreichischer Waarenproben unter die Obhut des dortigen europäischen Handelsstandes zu stellen — ohne Zweifel ein gutes Mittel, die Beziehungen unter Umständen zu erweitern. A. Lammerz.

Landwirthschaft.

Der Gemüsebau in Algerien. Das fast 2 Millionen Einwohner umfassende Paris bedarf zu seiner Verproviantirung der Zufuhr von allen Seiten und es nehmen auch die meisten größeren und kleineren Städte Frankreichs, welche an Eisenbahnen liegen, an dieser Aufgabe Theil. Selbst Spanien thut es und sendet nicht wenig Gemüse über Bordeaux nach Paris; in noch erhöhtem Maße aber gilt dies seit wenigen

Jahren von Algerien, welches besonders Frühgemüse, Kartoffeln und junge Erbsen für die französische Hauptstadt, aber auch für London heranzieht. Was man während der ersten Monate des Jahres in Paris an wohlfeilem Frühgemüse genießt, ist meistens in Algerien gezogen. Nur die feineren Sorten, welche frisch genossen werden müssen und keinen Transport vertragen, werden um hohe Preise in und bei Paris von

den Maraisiers (Gemüsezüchtern) zum Verkauf gestellt.

Munby hat in „Gardeners Chronicle“ sehr interessante Details über die Gemüsezuucht in Algier gegeben und im Folgenden wollen wir daraus Einzelnes nach der Kochschen „Wochenschrift“ mittheilen.

Außer den Eingebornen, den Maurern und den Arabern, beschäftigen sich noch besonders die Spanier, Mahonesen, Genuesen und Malteser mit der Gemüsezuucht in Algerien, und zwar in der Weise, daß Spanier und vor Allem Valencianer in der Provinz Dran, die Genuesen und Malteser in Bona und Konstantine sich angesiedelt haben, um Gemüse zu bauen, während die Bewohner der balearischen Inseln im Süden von Spanien die Märkte der Hauptstadt versehen.

Trotz der südlichen Lage Algeriens sind Fröste besonders im Innern des Landes keine Seltenheit. Je mehr man sich der großen Wüste nähert, um so strenger wird das Klima, so daß schon 10 Meilen südlich von Algier, in Mitanah, der Drangenbaum erfriert. Die Küste ist dagegen sehr milde, wird aber freilich noch von Valencia und Andalusien übertroffen, in dessen beständigem und mildem Klima der Gemüsebau schon seit alten Zeiten betrieben wird.

Unter den Gemüsesorten, die in Algerien zur Ausfuhr nach Paris, London und Berlin gebaut werden, stehen in erster Linie die Kartoffeln. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Algier in der Winterzeit die großen Städte Europa's mit Kartoffeln versieht, während es außerdem die nöthigen Kartoffeln aus Frankreich importiren muß. Die Einfuhr im Herbst ist sogar sehr bedeutend. Algier kann unter gewissen Verhältnissen eine dreifache Ernte haben, gewöhnlich aber erhält man nur zwei Ernten. Die ersten Saatkartoffeln werden Ende September in die Erde gebracht und liefern im Januar einen ziemlich reichen Ertrag, der so rasch als möglich ausgeführt wird. Zum zweiten Mal legt man Kartoffeln im März und erntet im Juni. Während der heißen Zeit ist Kartoffelkultur nur da möglich, wo Bewässerung existirt, und deshalb stets etwas kostspielig. Daher sind auch Kartoffeln im Herbst in ganz Algerien eine seltene Erscheinung und müssen für den großen Bedarf aus Frankreich bezogen werden. Wo Wasser vorhanden ist, legt man im Juni zum dritten Mal und erntet im September. Man düngt alle Kartoffelfelder sehr stark und verwendet dazu auch den Straßenschicht.

Alles übrige Wurzelgemüse gedeiht in Al-

gerien ebenso wenig wie in andern warmen Ländern. Der Boden wird zu warm und zu trocken, als daß die Wurzeln zur Fleischbildung gelangen könnten. Dies gilt selbst für die Bataten, die aus Spanien eingeführt, aber nur in wenigen Gärten angebaut werden. Spargel wird nur von wilden Pflanzen genossen. Sämmtliche Kohlarten gedeihen nicht besonders gut und finden sich wohl in Gärten vor, aber nur zum eigenen Gebrauch und nicht zur Ausfuhr. Die Angabe, daß man in Paris Blumenkohl aus Algerien bezieht und von da bisweilen nach Berlin ausführt, dürfte auf Irrthum beruhen. Anstatt des Blumenkohls essen die Eingebornen die noch jugendlichen und einen halbrunden Kopf bildenden Blüthenstände von *Ferala communis*, welche sie unter der Asche rösten. Europäer können sich mit diesem Gericht wegen seines harzigen Geschmacks nicht befreunden. Auch die zarten Stengel des in Nordafrika wild wachsenden Fenchels werden von den Eingebornen gern gegessen. Petersilie wird wie bei uns als Suppenkraut und Gemüse gebaut.

Spinat und Sauerampfer werden nur von Franzosen kultivirt und gegessen, während die in Afrika lebenden Spanier die Blätter des wilden Mangold verzehren. Sehr ausgedehnt ist die Kultur verschiedener Hülsenfrüchte. Doch bilden nur junge Erbsen einen Ausfuhrartikel. Diese kommen schon im März auf den Markt, die Haupternte aber ist im April. Noch weit mehr werden Bohnen angebaut, die als Trockenfrucht eine der beliebtesten Speisen der Eingebornen bilden. Schnittbohnen sind nur bei den Fremden beliebt, kommen aber nicht zur Ausfuhr. Linsen werden nicht genügend kultivirt und müssen aus Spanien und Frankreich eingeführt werden. Eine häufige wohlfeile Speise der Armeren sind die Samen des *Lathyrus sativus*, den wir jetzt auch im nordöstlichen Deutschland mehr und mehr zur Kultur gelangen sehen, beliebter aber ist bei den Eingebornen die Kichererbse, *Cicer arietinum*, die in ausgedehntem Maßstabe kultivirt und dennoch aus Spanien in großer Menge importirt wird.

Suppenkräuter benutzen nur die Fremden, die Eingebornen haben dagegen eine große Menge Gewürzkräuter, die sie besonders zu Saucen verwenden, aber auch roh genießen. Dies gilt besonders vom Koriander, außerdem liebt man Thymian, Majoran, Basilikum, Saturei, Estragon und vor Allem Schnittlauch.

In besonders großer Kultur befinden sich

in Algerien, hauptsächlich in der Nähe von Algier die Zwiebeln, von denen die größeren und süßeren bevorzugt werden. Einzelne Exemplare erreichen ein Gewicht von 5 Pfund. Man säet im September, verpflanzt im November und erntet im Juni. Auch Knoblauch wird viel gebaut.

Was die südlicheren Gemüse und Früchte anbelangt, welche allgemein in Südeuropa und Nordafrika angebaut werden, so läßt man ihnen auch in Algerien die nöthige Aufmerksamkeit zu Theil werden. Cardus, ohne Zweifel die Mutterpflanze der Artischocken, wachsen überall wild in Algerien und werden in zwei Sorten angebaut. Die größere ist die auch in Frankreich und bei uns bekannte, die kleineren mit violetten Köpfen und zweitheiligen Schuppen werden roh mit Essig und Del geessen oder kommen zubereitet als Beignets d'Artichaud auf den Markt. Einzelne Grundbesitzer verkaufen jährlich für 2500 Thlr. Artischocken; die ersten Köpfe kommen im Februar in den Handel und werden besonders nach Paris, aber auch nach London ausgeführt. Wo Bewässerung vorhanden ist, kann sich die Ernte bis in den Sommer hineinziehen.

Die Cardus werden nur von den Genuesen kultivirt, der Araber begnügt sich mit den Blattstielen der wilden Pflanze, von denen er nur die dornige Haut abzieht, um das Innere ohne alle weitere Zubereitung zu verzehren.

Melonen und Wassermelonen sind sehr beliebt und werden reichlich kultivirt, doch sind auch von diesen Früchten noch Zufuhren aus Spanien erforderlich. Die Reifezeit der Melonen beginnt im Juni. Leider gehen ihnen die Schakals sehr nach, welche in einer Nacht ein große Anpflanzung gänzlich ruiniren können. Wassermelonen gedeihen auf trockenen sandigen Stellen, wenn sie nur einmal bewässert werden können. Auch Gurken werden in Algerien kultivirt. Die Alpicosa Drans ist kugelförmig und wird roh ohne alles Gewürz genossen. Eine andere

Cucurbitacee wird auf dem Lande und in der Provinz gebaut und kommt in Del gebaden auf den Markt. Es ist dies *Sechium edule*, eine einjährige Pflanze mit großen fleischigen Früchten, die nur einen einzigen Samen einschließen.

Tomaten oder Liebesäpfel gehören zu den Lieblingsfrüchten der Bewohner aller wärmeren Länder und werden roh und zubereitet geessen, dagegen genießt man die Eierfrucht, *Solanum Melongena*, nur zerschnitten und gebraten, nachdem man durch Aufstreuen von Salzen für schädlich gehaltenen Saft abgeseiht hat. Beide, die Tomaten und die Eierfrucht, verlangen starke Bewässerung. Dasselbe gilt vom spanischen Pfeffer, von welchem eine Sorte fleischige apfelsörmige Früchte ohne jede Schärfe trägt. Man schneidet diese noch unreif in Stücke und vermenbet sie zusammen mit Tomaten. Die Sorte mit scharfen Früchten und länglicher Gestalt wird gewöhnlich nur gepulvert benutzt, und zwar hauptsächlich als Zuthat zu Reispeisen.

Ricinus wird in Illinois und St. Louis in großem Maßstabe kultivirt und namentlich sind es folgende Arten (Varietäten?), die gute Erfolge gegeben haben: *Ricinus communis* 4', *R. spectabilis* 5', *R. sanguineus* 5', *R. lividus* 7', *R. leucocarpus* 3' und *R. brasiliensis* 5' hoch. In Südcarolina sind die Pflanzen bis 12' hoch geworden und ist die Ernte bei Vicksburg sehr reichlich ausgefallen, auch in Texas sind ebenso kräftige als hohe Pflanzen erwachsen. Man hat in den verschiedenen Lagen 30—100 Bushels Samen von 1 Acre geerntet und vom Bushel guten Samen 25% Del gewonnen; in Illinois und Missouri belief sich der Durchschnittsertrag auf 20—25 Bush. per Acre. *Ricinus lividus*, wovom Vorgebirge der guten Hoffnung stammt, dürrte in den verschiedensten Bodenarten gedeihen. St. Louis war bis jetzt in Nordamerika der Mittelpunkt der Produktion des Ricinusamens und der Darstellung des Oels und belief sich dort der letztjährige Ertrag auf 50,000 Bush.

Nekrolog.

Bezirka, Jos. v. H., Dr., bekannter czechischer Schriftsteller, der eine bedeutende Anzahl naturhistorischer und landwirthschaftlicher Arbeiten geliefert, † Anfangs Juli in der Prager Landesirrenanstalt, 52 Jahre alt.

Strahl, Jakob, Magister der Chemie, tüchtiger landwirthschaftlicher Schriftsteller, 1848 Mitglied des böhmischen Landtages, † Mitte Juni in Brünn, 82 Jahre alt.

Neue Bücher.

Frankreich und Algerien, landwirthschaftliche Streifzüge in, von A. Pechholdt. Leipzig, Fries.

K r i e g s w e s e n .

Die Organisation der europäischen Heere. II. V. Schweden. Die Heeresorganisation dieses Landes ist wohl die eigenthümlichste von allen in Europa. Es liegt hier die Last, die Soldaten zu halten, fast ausschließlich auf dem Bauernstand und ist also natürlich für diesen Theil der Bevölkerung außerordentlich drückend. Man hat deshalb mehrfach, namentlich in neuerer Zeit, Vorschläge zur Abschaffung dieses Systems gemacht. Allein es ist schwer und zugleich kostspielig, auf einmal radikal damit zu brechen, und es sind deshalb nur einige ziemlich unwesentliche Veränderungen mit dem System vorgenommen worden. Der Hauptsache nach besteht es noch in derselben Weise wie bei seiner Einführung vor fast 200 Jahren.

Die Grundzüge der schwedischen Heerordnung sind nun folgende: Das Heer besteht aus geworbenen, aus eingetheilten Truppen und aus der Bewehrung. Die beiden ersten Kategorien bilden den sogenannten Stamm, d. h. die Kadres sämtlicher Truppentheile und zugleich einen wesentlichen Theil der Mannschaft, während die Bewehrung dazu bestimmt ist, die Truppentheile bis zur Kriegsstärke zu kompletiren. Die Bewehrung bildet also keine besonderen Truppentheile, und muß namentlich auch nicht als eine Art Landwehr angesehen werden, wie dies wohl zu geschehen pflegt.

Die geworbenen und eingetheilten Truppen unterscheiden sich dadurch von einander, daß die ersteren immer im Dienste sind, während die letzteren nur eine gewisse Zeit des Jahres hindurch dazu herangezogen werden. Uebrigens werden die eingetheilten Truppen auch durch Werbung zusammengebracht. Während aber die sogenannten geworbenen Truppen in der Regel nur auf 6 Jahre angenommen werden, dient der eingetheilte Soldat, so lange er überhaupt dazu im Stande ist*), und es ist durchaus keine Seltenheit, Vater und Sohn bei demselben Truppentheile zu finden. Die geworbenen Soldaten werden ausschließlich von dem Staate gehalten und auf dessen Kosten einquartiert, bekleidet und verpflegt, während die eingetheilten Mannschaften — deren Zahl die der Geworbenen um das Vierfache übertrifft — von einem Bauern

Obdach und ein kleines Stück Land, sowie die nöthige Verpflegung und außerdem etwas Sold erhalten. Dem Kavalleristen stellt der Bauer auch noch das Pferd, wohingegen die Bewaffnung Sorge des Staates ist. Die Kosten für die Bekleidung und sonstige Ausrüstung tragen Bauern und Staat gemeinschaftlich.

Diese Verpflichtung, einen Soldaten zu unterhalten, ruht nun nicht ohne Unterschied auf jeder Bauernstelle, sondern auf einer gewissen, von Alters her dazu bestimmten Anzahl derselben, und die Last wird dadurch nur um so drückender, je ungleicher sie vertheilt ist.

Im Uebrigen herrscht in Schweden nominell die allgemeine Wehrpflicht, indem jeder dienstfähige junge Mann mit dem 21. Jahr der Bewehrung zugetheilt wird. Diese Bewehrung umfaßt die Altersklassen von dem 21.—25. Jahre, und die beiden jüngsten Klassen, also die 21- und 22jährigen Mannschaften werden jährlich 15 Tage hindurch, jeder Bewehrungsmann im Ganzen also 30 Tage in den Waffen geübt. Diese Uebungen werden bei den Stammtruppentheilen, denen die Bewehrungsleute distriktweise zugewiesen sind, vorgenommen und, wie oben bemerkt, sind die Bewehrungsleute dazu bestimmt, jene Truppentheile bis zur Kriegsstärke zu kompletiren. Die Anzahl der Bewehrungsmannschaften, welche in dieser Beziehung den Stammtruppentheilen zu Gebote stehen, ist äußerst verschieden und schwankt zwischen 1600 und 4500 Mann.

Die Verpflichtung, an den Bewehrungsübungen Theil zu nehmen, kann übrigens durch eine sehr geringe Geldabgabe — ungefähr 40 preuß. Thlr. — abgelöst werden, und es ist daher kein Wunder, daß viele von diesem Befreiungsmittel Gebrauch machen. Die Zahl der dienstfähigen Bewehrungsleute beträgt ungefähr 20,000 Mann in jeder Klasse, im Ganzen also etwa 100,000 Mann, welche somit die Kriegsréserve Schwedens bilden.

1) Die geworbenen Truppen zählen im Ganzen ungefähr 6000 Mann.

Die Infanterie, gegen 2200 Mann stark, besteht aus 2 Garderegimentern, jedes zu 2 Bataillonen mit 4 Kompagnien. Jede Kompagnie hat 4 Offiziere und 100 Mann, von denen aber eine gewisse Anzahl, mit Ausnahme der Uebungs-

*) Durchschnittlich einige zwanzig Jahre.

zeit, stets beurlaubt^o ist. Dazu kommt 1 Feldjägerregiment mit 6 Kompagnien, deren jede gleichfalls 4 Offiziere und 100 Mann zählt.

Die Kavallerie, im Ganzen 1000 Mann stark, besteht aus 1 Leibregiment von 4 Eskadronen, deren jede 4 Offiziere und 100 Mann zählt, und 1 Husarenregiment zu 6 Eskadronen, jede mit 4 Offizieren und 100 Mann.

Die Artillerie hat 3 Regimenter, nämlich 2 Fußartillerieregimenter, jedes mit 6 Batterien zu 8 Geschützen und 3 Depotkompagnien, und 1 gemischtes Regiment mit 4 reitenden und 2 Fußbatterien zu 8 Geschützen. Dazu kommt noch 1 Batterie zu 6 Geschützen. Bei den Fußbatterien sind 125 Mann und bei den reitenden 150 Mann an Bedienungsmannschaften. Im Ganzen hat die schwedische Artillerie also 19 Batterien mit 150 Geschützen und 2250 Mann. Dazu kommen dann noch die Mannschaften der Depotkompagnien, des Feuerwerkercorps und der Zeugabtheilungen.

Das Pontonnierbataillon enthält alle zum Ingenieurdienst bestimmten Truppen und besteht aus 3 Kompagnien mit zusammen 360 Mann.

2) Die eingetheilten Truppen bestehen nur aus Infanterie und Kavallerie.

Die Infanterie besteht aus 19 Regimentern zu 2 Bataillonen, jedes von 4 Kompagnien. Die Sollstärke dieser Regimenter schwankt zwischen 904 und 1244 Mann und beläuft sich in Summa auf 21,000 Mann. Davon werden aber 1550 vakant gehalten und die Vakanzabgabe, d. h. eine gewisse Summe, welche als das Äquivalent für die Unterhaltungskosten des Mannes angesehen wird, ist von dem „Rottenhalter“ an die Staatskasse zu entrichten.

Hierzu kommen 2 Grenadierbataillone, jedes zu 4 Kompagnien und 500 Mann, wovon 35 Mann vakant sind; 3 Feldjägerbataillone, jedes zu 4 Kompagnien und bez. 483, 460 und 525 Mann, wovon bez. 162, 47 und 24 vakant gehalten werden.

Die Kavallerie zählt im Ganzen 3600 Mann in 37 Eskadronen. Sie besteht aus 2 Dragonerregimentern, das eine zu 5 Eskadronen mit 460 Mann, das andere zu 10 Eskadronen mit 910 Mann; 3 Husarenregimentern, von denen zwei 5 Eskadronen und 450 Mann und das dritte 10 Eskadronen und 910 Mann hat, endlich 1 Feldjägercorps zu Pferde von 2 Eskadronen, je zu 200 Mann.

Im Kriegsfall sollen alle Bataillone auf 1000 Mann und alle Eskadronen — die des

reitenden Jägercorps könnten verdoppelt werden — auf 150 Mann durch Einziehung von Bewehrungsmannschaft gebracht werden. Danach würde sich die Kriegsstärke der schwedischen Armee belaufen an

Infanterie auf 48,000 Mann, in 48 Bataillonen,	
Kavallerie = 7,150 = = 47 Eskadronen,	
Artillerie = 2,250 = = 19 Batt. mit 150 Gesch.,	
Ingenieurie = 360 = = 1 Bataillon,	

zusammen 58,000 Mann mit 150 Geschützen.

Für seine Landmacht gibt Schweden jährlich 3,590,000 preuß. Thlr. aus; dies würde für jeden Soldaten der Feldarmee 62 Thlr. betragen. Allein dabei ist wohl in Betracht zu ziehen, daß $\frac{4}{5}$ sämmtlicher Soldaten des stehenden Heeres von Privatleuten unterhalten und daß ein bedeutender Theil des Gehalts der Chargen bei der eingetheilten Armee diesen in natura verabreicht wird. Wenn alle diese Leistungen in Geld angeschlagen werden, so würde die obige Summe fast zu verdoppeln sein.

Es ist übrigens gegenwärtig (Februar 1870) seitens des Kriegsministeriums ein Gesetzesvorschlag beim Reichsrath eingebracht worden, wonach noch ein geworbenes Bataillon (statt des aufzulösenden Marineregiments) und 1 Regiment sowie 2 Jägercorps für die eingetheilten Truppen errichtet werden sollen*). Das Feldjägerregiment aber soll in ein Bataillon verwandelt werden.

Es verhält sich in Schweden die Kavallerie zu der Infanterie wie 1 : 7 und es kommen auf je 1000 Mann $3\frac{1}{2}$ Geschütze.

VI. Norwegen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß dieses Land, welches doch mit Schweden in so enger Verbindung steht, eine von der schwedischen durchaus verschiedene Heeresverfassung hat.

In Norwegen kennt man weder die Wehrung — mit ganz geringen Ausnahmen —, noch die „Eintheilung“, sondern es herrscht dort durchaus die allgemeine Wehrpflicht. Jeder dienstfähige junge Mann, der das 21. Jahr erreicht hat, soll die allgemeine Rekrutenschule durchmachen, welche für die Infanterie und Festungsartillerie 42, für die Kavallerie und Feldartillerie 90 Tage dauert. Wenn dies überstanden ist, kann man sich durch Stellvertretung von dem übrigen Dienst in der Linie und Reserve befreien und tritt alsdann sogleich in die Landwehr über.

Die Dienstzeit ist eine zehnjährige, davon gehören 7 Jahre der Linie oder Reserve, 3 der Landwehr an.

*) Dieser Vorschlag ist in der diesjährigen Session nicht angenommen worden.

Das Loos bestimmt, wer von den zur Aushebung kommenden jungen Leuten zur Linie oder zur Reserve kommen soll; 10,000 Rekruten werden jährlich der Linie überwiesen, die Andern treten in die Reserve über. Die Ausbildung ist für beide Kategorien dieselbe und nur die Zahl der späteren Einberufungen zu den jährlichen Übungen eine verschiedene.

Zur Bestreitung des Garnisondienstes werden Freiwillige angeworben, und zwar sowohl dienstpflichtige als auch ausgebildete Soldaten. Ihre Zahl beträgt 2000, die bei den verschiedenen Truppentheilen vertheilt werden; das norwegische Jägercorps, welches eine Art Schulabtheilung bildet, erhält eine bedeutende Anzahl davon.

Die Infanterie besteht aus 5 Brigaden, deren jede 4 Linienbataillone, 8 Landwehrdivisionen und 1 Depot hat, und 1 Jägercorps. Jedes Bataillon hat 4 Kompagnien zu 4—5 Offizieren und ungefähr 125 Mann. Im Kriege sollen die Bataillone auf 750 Mann gebracht werden. Die Landwehrdivisionen sind je 2 und 2 den Bataillonen zugetheilt und können diese nöthigenfalls auf 6 Kompagnien bringen, indessen dürfen diese Landwehrabtheilungen nicht außerhalb der Grenzen des Landes gebraucht werden. Im Frieden bestehen für die Landwehrdivisionen nur ganz schwache Kadres. Das Jägercorps hat 6 Kompagnien, die eine gewöhnliche Stärke von 80—90 Mann haben, im Kriege aber leicht auf 150 Mann gebracht werden können.

Die Kriegsstärke der norwegischen Infanterie beläuft sich ohne die Landwehr auf 16,000 Mann.

Die Kavallerie bildet eine Brigade von 3 reitenden Jägercorps, von denen das akerhusische 5, das oplandsche 4 und das drontheimische 2 Eskadronen hat. Die eine Eskadron des akerhusischen Jägercorps besteht aus geworbenen Freiwilligen und bildet eine Schulabtheilung. Die Eskadronen sind 110 Mann stark und die 11 Eskadronen haben zusammen mit den Chargen 1200 Mann.

Die Artillerie bildet eine Brigade von 5 Bataillonen mit 11 Batterien. Die drei ersten Bataillone haben je 2, das vierte Bataillon hat 3 Batterien zu 8 Geschützen. Das fünfte Bataillon hat 2 Batterien Festungs- und Gebirgsartillerie. Eine Batterie zählt ungefähr 150 Mann an Bedienungsmannschaft. Die norwegische Feldartillerie hat also 9 Batterien mit 1300—1400 Mann.

Die Kriegsstärke des norwegischen Heeres beträgt demnach an

Infanterie	16,000 Mann in 21 Bataillonen,
Kavallerie	1,200 " " 11 Eskadronen,
Artillerie	1,350 " " 9 Bataillonen mit 72 Gesch.,
zusammen 18,550 Mann mit 72 Geschützen.	

Das Kriegsbudget beträgt jährlich ungefähr 1,500,000 preuß. Thlr. und ein Mann der Feldarmee kostet also 81 preuß. Thlr.

Das Verhältniß der Kavallerie zur Infanterie im norwegischen Heere ist wie 1:13 und es kommen 4 Geschütze auf je 1000 Mann. Es ist dabei aber zu bemerken, daß hierbei auch auf die Landwehr Rücksicht genommen werden muß, für welche keine besondere Artillerie existirt.

VII. Dänemark. In diesem Lande ist die allgemeine Wehrpflicht auf das Strengste durchgeführt. Es gibt weder gesetzliche Ausnahmen, noch ist irgend eine Stellvertretung erlaubt. Jeder, der diensttüchtig ist, muß seiner Wehrpflicht in ihrer ganzen Dauer selbst genügen. Die Wehrpflicht beginnt mit dem 22. Jahre und dauert 16 Jahre, wovon 8 Jahre in der Linie und Reserve und 8 Jahre in der Verstärkung zubringen sind. Bei den jährlichen Rekrutenausbhebungen wird zunächst der Marine der nöthige Bedarf zugetheilt, dann erhält die Garde 272 Mann, die Kavallerie 450 Mann, die Artillerie 1156 Mann und das Ingenieurcorps 210 Mann. Der ganze Rest der diensttüchtigen Mannschaft, zwischen 5—6000 Mann, wird der Infanterie zugewiesen. Diejenigen jungen Leute, welche zum eigentlichen Kriegsdienst untauglich befunden werden, aber brauchbar zu Militärarbeitern sind, werden zu diesem Dienst bestimmt.

Die eigentliche Dienstzeit ist ziemlich beschränkt und beträgt im Durchschnitt höchstens ein Jahr, mit mehreren Unterbrechungen. Indessen bleibt ein nicht unerheblicher Theil (ungefähr der dritte) der ausgebildeten Rekruten, statt mit den übrigen beurlaubt zu werden, zurück zum Garnisondienst, der ungefähr ein Jahr dauert. Hierzu werden diejenigen Leute auszuwählen, deren Fleiß und Fähigkeiten auffallend geringer waren als bei der Mehrzahl ihrer Kameraden. Da ihre Anzahl aber nicht für den Bedarf genügt, findet unter der ganzen übrigen Mannschaft eine Loosung Statt.

Die Infanterie besteht aus 5 Brigaden, deren jede 2 Halbbrigaden mit zusammen 4 Linien-, 2 Reserve- und 2 Verstärkungsbataillonen enthält.

Die Linien- und Reservebataillone sind im Wesentlichen gleich organisiert und unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß die ersteren die jüngeren, die letzteren die älteren Jahrgänge

der Mannschaften, die alle auf gleiche Weise ausgebildet sind, enthalten. Die Verstärkungsbataillone haben etwas schwächere Kadres, während sämtliche Mannschaften der Verstärkung angehören; selbstverständlich haben sie seiner Zeit dieselbe Ausbildung genossen wie die Mannschaften der anderen Bataillone.

Die Kriegsstärke ist für alle Bataillone der Armee gleich und beträgt circa 850 Mann, so daß die gesammte Infanterie, wozu noch das Linien- und das Verstärkungsbataillon der Leibgarde kommen, ungefähr 36,000 Mann in 42 Bataillonen ausmacht.

Die Kavallerie ist 2000 Mann stark und besteht aus 5 Regimentern, deren jedes 2 Linien- und 1 Reserveeskadron hat. Jede Eskadron zählt 4 Offiziere und 132 Mann. Von den Regimentern sind 4 Dragonerregimenter, das 5. ist ein Husarenregiment.

Die Artillerie besteht aus 2 Regimentern Feldartillerie, von denen das erste 6 Linien- und 2 Reservebatterien, das zweite 3 Linien- und 1 Reservebatterie besitzt. Die Organisation dieser Batterien ist fast durchaus gleich bei allen. Jede Batterie hat 4 Offiziere, 180 Mann und 126 Zugpferde. Die dänische Feldartillerie hat also 12 Batterien mit zusammen 96 Geschützen und 2200 Mann.

Die Festungsartillerie und die technischen Abtheilungen der Artillerie zählen auf dem Kriegsfuß zusammen gegen 4000 Mann. Der Train, welcher gleichfalls zur Artillerie gehört, beläuft sich in der Kriegsstärke auf etwa 1500 Mann.

Die Ingenieure bilden zusammen 1 Corps, das aus 1 Linien- und 1 Reservebataillon besteht. Ersteres hat im Frieden 4, im Kriege 9 Kompagnien, von denen 8 jede 60 Mann zählen, während die 9., die Pionierkompagnie, gegen 90 Mann stark ist. Das Linienbataillon hat auf dem Kriegsfuß also etwa 600 Mann. Das Reservebataillon hat im Frieden nur einen Theil seiner Kadres, aber keine Mannschaft, im Kriege soll es 300 Mann in 4 Kompagnien erhalten.

Die Kriegsstärke der dänischen Armee beträgt demnach an

Infanterie	36,000 Mann	in 42 Bataillonen,
Kavallerie	2,000	" " 15 Eskadronen,
Artillerie	2,200	" " 12 Batterien mit 96 Geschützen,
Ingenieure	900	" " 2 Bataillonen,

zusammen 41,000 Mann mit 96 Geschützen.

Die Ausgaben für das Heer betragen jährlich 3,150,000 preuß. Thlr., was für jeden Mann der Feldarmee (deren Stärke ohne die Verstär-

kungsbataillone 31,000 Mann ausmacht) circa 100 Thlr. beträgt.

Die Kavallerie der dänischen Armee verhält sich zu der Infanterie wie 1:18 und es kommen 2 $\frac{1}{2}$ Geschütze auf je 1000 Mann.

VIII. Rußland. Das russische Heer hat im letzten Jahrzehnt eine gänzliche Umformung erlitten. Die taktische Gliederung, wie sie im Plane vorlag, ist jetzt vollzogen und nur in einigen minder wesentlichen Punkten ist der Ausbau der Organisation noch zu vollenden.

In Rußland ruht die Wehrpflicht auf der gesammten männlichen Bevölkerung, mit Ausnahme der privilegierten Stände. Die Wehrpflicht ist aber keine rein persönliche, so daß alle im dienstpflchtigen Alter stehenden, der Rekrutenpflicht unterworfenen jungen Leute nun auch wirklich zur Aushebung gelangen würden, sofern sie dazu tauglich wären, sondern es werden von jedem Distrikt nur so viele Leute gestellt, als dieser nach seiner Einwohnerzahl und der Aushebungsquote (in den letzten Jahren stets 4 von jedem 1000 „Revisionsseelen“, d. h. der wehrpflichtigen Bevölkerung) zu liefern hat. Beläuft sich die Bevölkerung eines Distrikts beispielsweise auf 25,000 Menschen, so hätte er demnach 100 Rekruten zu stellen, wozu noch 50 Ersatzmänner (also die Hälfte jener) kommen würden. Diese Leute werden der im dienstpflchtigen Alter stehenden jungen Mannschaft (den 21- bis 30jährigen) nach gewissen Regeln entnommen, wobei man jedoch sehr selten über die 22jährigen hinausgreift. Statt die Rekruten in natura zu stellen, kann der Distrikt für eine gewisse Anzahl derselben sogenannte Quittungen erwerben, d. h. diejenige Summe erlegen, welche der Stellung eines Rekruten gleich erachtet wird. Ebenso hat ein Jeder der designirten Rekruten — bis zu einer gewissen Grenze — das Recht, sich eine Quittung zu kaufen und dadurch vom Dienste zu befreien. Endlich kann Jeder, der zum Kriegsdienst bestimmt oder in denselben schon eingetreten ist, durch einen Stellvertreter sich vollständig davon frei machen.

Es kommen in Rußland jährlich etwa 100,000 Mann wirklich zur Aushebung, welche dann behufs ihrer Ausbildung dem allergrößten Theil nach den verschiedenen Truppentheilen der Reserve zugewiesen werden.

Mit diesem Jahre ist auch das Königreich Polen, welches bisher in den Rekrutirungsverhältnissen eine Ausnahmstellung bildete, in dieser Beziehung dem eigentlichen Rußland gleichgestellt worden.

Die gesetzliche Dienstzeit ist 15 Jahre, wobei aber schon nach 12 Dienstjahren der sogenannte unbestimmte Urlaub eintreten soll. Faktisch ist die Dienstzeit des russischen Soldaten weit geringer und man findet in der Armee jetzt wohl keinen Mann, der — mit Ausnahme der Freiwilligen und Stellvertreter — länger als 7 Jahre gedient hätte.

Eine so genau durchgeführte Gliederung wie in der preussischen Armee herrscht in der russischen nicht. Die letztere kennt keine Formation von Armeecorps in Friedenszeiten. Die höchste taktische und administrative Einheit bildet für die Infanterie und Kavallerie die Division, für die Artillerie und Ingenieure die Brigade. Indessen gibt es eine Anzahl von Territorialkommandos, zu deren Ressort die in den Distrikten liegenden Truppen in allen Verhältnissen, welche die Einquartierung, die Verpflegung, die Truppenübungen zc. betreffen, gehören. Solcher Territorialkommandos oder Militärdistrikte gibt es 15, nämlich 10 im europäischen und 5 im asiatischen Rußland.

Die russische Armee besteht aus der aktiven Armee, den Reservetruppen, den Lokaltruppen und den irregulären Truppen.

Die Reservetruppen sind ausschließlich zur Ausbildung der Rekruten aller Waffengattungen bestimmt, die Lokaltruppen besorgen den sehr umfassenden innern Dienst im Reich und machen einen wesentlichen Theil der Besatzungen in den festen Plätzen aus. Die irregulären Truppen sind namentlich in Asien meistens zum innern Dienst und zur Grenzberwachung bestimmt, indessen kann ein nicht unbedeutender Theil derselben leicht zur Verstärkung der aktiven Armee herangezogen werden, und da diese nicht allzu reichlich mit regulärer Kavallerie ausgestattet ist, erhält sie dadurch einen sehr schätzbaren Zuwachs. Wir haben uns hier zunächst an die aktive Armee zu halten.

Die Infanterie zählt:

12 Regimenter Gardeinfanterie, darunter 2 Grenadierregimenter, die eigentlich nicht zur Garde gehören. Jedes Regiment hat 3 Bataillone und von diesen hat jedes 5 Kompagnien, worunter 1 Schützenkompagnie. Die Kompagnien haben auf dem Kriegsfuß 180 Mann, auf dem verstärkten Friedensfuß 136 Mann, auf dem gewöhnlichen Friedensfuß 100 Mann und auf dem Kadrefuß 64 Mann. Gegenwärtig befinden sie sich auf dem gewöhnlichen Friedensfuß. Die Kriegsstärke kann mit den Chargen zu 200 Mann angeschlagen werden,

so daß sich die Gardeinfanterie im Kriege auf 36,000 Mann beläuft. Dazu kommen noch 4 Bataillone Gardeschützen, jedes Bataillon zu 4 Kompagnien mit denselben Stärkeverhältnissen wie bei der Infanterie, jedoch mit der Abweichung, daß es bei den Schützen keinen Kadrefuß gibt. Die Kriegsstärke eines Schützenbataillons beträgt mit den Chargen etwa 800 Mann.

16 Regimenter Grenadiere. Dieselben sind ebenso organisiert wie die Garderegimenter, nur bei der im Kaukasus stehenden Grenadierdivision — 4 Regimenter — haben die Regimenter 4 Bataillone, auch sind diese Regimenter auf dem Kriegsfuß, während die übrigen Grenadierregimenter auf dem Kadrefuß stehen. Die Kriegsstärke der Grenadiere beläuft sich auf 52,000 Mann.

160 Regimenter Linieninfanterie, ganz so organisiert wie die genannten Infanterieregimenter; nur die Regimenter von drei im Kaukasus stehenden Infanteriedivisionen haben 4 Bataillone. Alle Infanterieregimenter sind gegenwärtig auf dem Kadrefuß und nur im Kaukasus sind sie noch theils auf dem Kriegsfuß, theils auf dem verstärkten Friedensfuß. Die Kriegsstärke der gesammten Linieninfanterie beläuft sich auf 492,000 Mann.

26 Schützenbataillone, die ganz so organisiert sind wie die Schützenbataillone der Garde. Alle Truppentheile der russischen Infanterie zusammen bilden eine Streitmacht von 604,000 M., welche in 47 Divisionen eingetheilt sind.

Eine Brigadeeintheilung existirt im Frieden nicht.

Die Kavallerie bildet 10 Divisionen, von denen 2 der Garde angehören. Die Gardekavallerie zählt 10 Regimenter, nämlich 4 Kürassierregimenter, 1 Regiment Grenadiere zu Pferde, 1 Dragonerregiment, 2 Ulanen- und 2 Husarenregimenter. Jedes Regiment hat 4 aktive und 1 Reserveeskadron. Die Stärke der aktiven Eskadronen ist im Frieden wie im Kriege fast stets dieselbe und beträgt mit den Chargen ungefähr 150 Mann. Die gesammte Gardekavallerie ist also 6000 Mann stark.

Die Linienkavallerie zählt 46 Regimenter. Von 7 Divisionen hat jede 2 Dragoner-, 2 Ulanen- und 2 Husarenregimenter, während die 8., im Kaukasus stehende 4 Dragonerregimenter zählt. Diese Kavallerieregimenter sind sämtlich ebenso geordnet wie bei der Garde. Die Gesammtstärke der russischen Kavallerie beträgt 33,600 Mann.

Die Artillerie besteht aus 47 Fußartilleriebrigaden, von denen je eine den Infanteriedivisionen zugetheilt ist, aus 7 reitenden Artilleriebrigaden, von denen je eine den aus 6 Regimentern bestehenden Linienkavalleriedivisionen zugetheilt ist — die kaukasische Kavalleriedivision von 4 Regimentern hat keine besondere Artillerie —, und endlich aus den 4 reitenden Gardebatterien, welche zusammen eine Abtheilung bilden.

Jede Fußartilleriebrigade besteht aus 3 Batterien von 8 Geschützen, nämlich 1 neunpfündigen und 2 vierpfündigen Batterien; nur die Brigaden bei den im Kaukasus stehenden Infanteriedivisionen, deren Regiment 4 Bataillone haben, enthalten auch 4 Batterien.

Jede neunpfündige Batterie hat auf dem Kriegsfuß 6 Offiziere, 277 Mann und 189 Pferde und auf dem Friedensfuß 6 Offiziere, 222 Mann und 42 Pferde, während eine vierpfündige Batterie 6 Offiziere, 214 Mann und 135 Pferde auf dem Kriegsfuß und 6 Offiziere, 172 Mann und 34 Pferde auf dem Friedensfuß hat. Eine reitende Artilleriebrigade besteht aus 2 vierpfündigen Batterien zu 8 Geschützen. Eine solche Batterie hat auf dem Kriegsfuß 7 Offiziere, 284 Mann und 289 Pferde, auf dem Friedensfuß 7 Offiziere, 229 Mann und 195 Pferde.

Die russische Feldartillerie hat demnach 376 neunpfündige und 784 vierpfündige Fußgeschütze, sowie 144 vierpfündige reitende, im Ganzen 1304 Geschütze mit circa 39,000 Mann an Bedienungsmannschaften.

Die Ingenieure. Es bestehen in Rußland 5 Sappeurbrigaden, welche zusammen 11 Sappeurbataillone und 4 Pontonnierhalbataillone enthalten. Die Sappeurbataillone sind auf dem Kriegsfuß ungefähr 1000 Mann, die Pontonnierhalbataillone ungefähr 900 Mann stark. Dies macht für die Ingenieure zusammen 14,600 Mann aus.

Die irregulären Truppen müssen in einem gewissen Umfange mit zur aktiven Armee gerechnet werden. Der allergrößte Theil derselben besteht aus Kavallerie und die Truppentheile der Infanterie werden wohl nur in Asien, wo sie stehen, gebraucht werden. Letzteres wird auch von den sich in Asien befindenden Kavallerieregimentern gelten müssen, da ihr rechtzeitiges Heranziehen auf einen europäischen Kriegsschauplatz zu große Schwierigkeiten machen dürfte. Ein reeller Zuwachs ist für die aktive Armee also nur in den 64 donischen Kosakenregimentern zu suchen. Ihre Zahl kann übrigens in Kriegszeiten

unschwer vermehrt werden. Ein Kosakenregiment zählt mit den Chargen auf dem Kriegsfuß 880 Mann in 6 Sotnien, alle Regimente zusammen also 56,000 Mann. Dazu kommen noch 13 reitende Batterien.

Die Kriegsstärke der russischen Feldarmee beträgt an

Infanterie und Schützen	604,000 M. in 610 Bataillonen,
Kavallerie . . .	ca. 34,000 = = 224 Eskadronen,
Artillerie	39,000 = = 163 Batt. mit 1304 Gesch.,
Ingenieure . . .	ca. 15,000 =

zusammen .	692,000 Mann,
dazu irregul. Kavallerie	56,000 =

zusammen .	748,000 Mann mit 1304 Geschützen.
------------	-----------------------------------

Rußlands Kriegsbudget für 1870 beläuft sich auf ungefähr 149 Mill. preuß. Thlr., was für jeden Mann der Feldarmee ungefähr 200 Thlr. ausmacht.

Das Verhältniß der Kavallerie zur Infanterie ist, die Kosaken ungerechnet, wie 1 : 18 — also sehr ungünstig — und auf je 1000 Mann der Feldarmee kommen ungefähr 2 Geschütze. Wenn die donischen Kosaken mit zu der Kavallerie geschlagen werden, so stellt sich das Verhältniß der letzteren zu der Infanterie wie 1 : 7.

IX. Norddeutschland. Das norddeutsche Heer besteht aus den Contingenten aller deutschen Länder, mit Ausnahme von Bayern, Württemberg und Baden.

Es herrscht hier die allgemeine Wehrpflicht mit ganz geringen Ausnahmen und Keiner kann sich in seinem Dienst vertreten lassen. In einzelnen Fällen wird Dienstbefreiung aus Rücksichten auf die sociale Stellung des Betreffenden eingeräumt.

Die Wehrpflicht dauert vom 17. bis zum 42. Lebensjahre, die eigentliche Dienstpflicht aber nur 12 Jahre, in der Regel vom vollendeten 20. Jahre an, und es kommen von dieser Zeit 7 Jahre auf das stehende Heer und 5 Jahre auf die Landwehr. Von den 7 Jahren im stehenden Heere soll der Mann 3 Jahre bei der Fahne und 4 Jahre in der Reserve sein.

Von der diensttüchtigen Mannschaft, welche jährlich zur Aushebung kommt, kann nur ein Theil, wenn auch der größere, zum stehenden Heere übergeführt werden; der Rest tritt in die Ersatzreserve über und ist dadurch unter gewöhnlichen Verhältnissen vom Dienst befreit. Wer von den Rekruten ins stehende Heer oder in die Ersatzreserve treten soll, darüber entscheidet das Loos.

Keine andere Armee ist schon im Frieden so fest gegliedert und geordnet wie die nord-

deutsche, und alle Truppenverbände sind in derselben so gebildet, wie sie im Kriege auftreten sollen. In dessen sind die 13 Armeecorps, aus denen die norddeutsche Armee besteht, nicht ganz konform organisirt und man kann also nicht aus der Zusammensetzung des einen Armeecorps unbedingt auf die der anderen schließen und aus der Stärke eines Corps durch einfache Multiplikation die Stärke des ganzen Heeres finden.

Ein Armeecorps soll in der Kriegsformation aus 2 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision, der Reserveartillerie und dem Train bestehen. Eine Infanteriedivision soll enthalten: 2 Infanteriebrigaden à 2 Regimenter, 1 Jägerbataillon oder 3 Pionierkompagnien, 1 Kavallerieregiment und 1 Fußartillerieabtheilung, und eine Kavalleriedivision soll enthalten: 2 Kavalleriebrigaden à 2 Regimenter und 1 reitende Artillerieabtheilung. Die Reserveartillerie endlich umfaßt: 1 Kolonnenabtheilung, 1 Pontontrain, 1 Fußartillerieabtheilung und 1—2 reitende Batterien. Dies macht zusammen: 25 Bataillone, 24 Eskadronen, 16 Batterien, 9 Munitionskolonnen, 3 Pionierkompagnien und 11 Trains mit 930 Offizieren, 38,400 Mann, 11,900 Pferden und 96 Geschützen. Im Frieden sind den Armeecorps aber in der Regel mehr, ausnahmsweise weniger Truppentheile als die genannten zugeheilt; so haben drei Corps über 30, eins sogar 37 Bataillone, die Zahl der Batterien ist aber selten ganz erreicht, weil bei den reitenden Artillerieabtheilungen eine Batterie noch zu errichten ist.

Die Infanterie enthält 9 Garderegimenter, darunter 1 Füsilierregiment. Jedes Regiment hat 3 Bataillone zu 4 Kompagnien. Von den 27 Bataillonen sind 16 Grenadier- und 11 Füsilierbataillone. Jede Kompagnie ist im Kriege 5 Offiziere und 250 Mann stark. Dazu kommt noch 1 Gardejägerbataillon und 1 Gardegeschützenbataillon, jedes zu 4 Kompagnien von derselben Stärke. Die gesammte Gardeinfanterie beläuft sich also auf 29,000 Mann.

Zur Linie gehören 15 Grenadierregimenter, 77 Infanterieregimenter, 13 Füsilierregimenter, jedes zu 3 Bataillonen, 4 (großherzoglich hessische) Infanterieregimenter zu 2 Bataillonen und 16 Jägerbataillone.

Alle die genannten Truppentheile sind im Kriege ebenso formirt wie die der Gardeinfanterie. Unter den Bataillonen, deren Anzahl sich mit denen der Jäger auf 339 beläuft, befinden sich 128 Füsilierbataillone.

Die gesammte norddeutsche Infanterie zählt auf dem Kriegsfuß also 368,000 Mann.

Die Kavallerie zerfällt in schwere und leichte. Die schwere zählt 10 Kürassierregimenter (2 Garderegimenter) und 21 Mauerregimenter (3 Garderegimenter). Jedes derselben hat 5 Eskadronen, die im Frieden 4—5 Offiziere und 135 Mann, im Kriege 5 Offiziere und 147 Mann stark sind.

Die leichte Kavallerie zählt 21 Dragonerregimenter (2 Garderegimenter), 6 Reiterregimenter (2 Garderegimenter) und 18 Husarenregimenter (1 Garderegiment). Sie haben sämmtlich 5 Eskadronen von derselben Stärke wie oben. Nur das oldenburgische Dragonerregiment hat 4 Eskadronen.

Die Gesamtstärke der norddeutschen Kavallerie beläuft sich auf dem Kriegsfuß (wo die Regimenter nur 4 Eskadronen haben, indem die 5. die Ersatzeskadron des Regiments bildet) auf etwa 45,000 Mann.

Die Artillerie besteht aus 13 Feldartillerieregimentern (1 Garderegiment), 1 (hessische) Feldartillerieabtheilung, 13 Festungsartillerieregimentern und 1 Feuerwerksabtheilung. Jedes Feldartillerieregiment — das 12. oder sächsische ausgenommen — besteht aus 3 Fuß- und 1 reitenden Abtheilung. Jede Fußabtheilung hat 2 sechs- und 2 vierpfündige Batterien, jede reitende Abtheilung aber 3 vierpfündige Batterien. Das sächsische Feldartillerieregiment hat dahingegen 2 Fußabtheilungen, jede zu 2 sechspfündigen und 2 vierpfündigen Batterien, ferner 2 Fußabtheilungen, jede zu 2 sechspfündigen und 1 vierpfündigen Batterie, und endlich 1 reitende Abtheilung zu 2 vierpfündigen Batterien. Die hessische Feldartillerieabtheilung besteht aus 2 sechspfündigen und 2 vierpfündigen Fuß- und 1 reitenden vierpfündigen Batterie.

Es sind danach in der norddeutschen Armee 82 sechspfündige und 81 vierpfündige Fuß- und 39 vierpfündige reitende Batterien. Jede Batterie hat im Frieden 4, im Kriege 6 gespannte Geschütze. Im Frieden sind bei jeder Fußbatterie 4 Offiziere, 109 Mann und 40 Pferde, und bei jeder reitenden Batterie 4 Offiziere, 90 Mann und 72 Pferde. Im Kriege sind bei der sechspfündigen Fußbatterie 4 Offiziere, 145 Mann und 126 Pferde, bei der vierpfündigen Fußbatterie 4 Offiziere, 139 Mann und 124 Pferde und bei der reitenden Batterie 4 Offiziere, 144 Mann und 207 Pferde.

Die gesammte Feldartillerie hat auf dem Kriegsfuß 492 sechspfündige und 720 vierpfündige, zusammen 1212 Geschütze mit circa 29,000 Mann Bedienungsmannschaften.

Zu den Ingenieuren gehören 13 Pionierbataillone (1 Gardebataillon) und 1 (heffische) Pionierkompagnie. Jedes Bataillon hat 4 Kompagnien, nur das sächsische Pionierbataillon hat 3, so daß die ganze Anzahl der Kompagnien 52 beträgt. Jede Kompagnie ist auf dem Kriegsfuß 5 Offiziere und 200 Mann stark. Bei einer Mobilmachung tritt von jedem Bataillon 1 Kompagnie zum Ersatz über und es rücken demnach nur 39 Kompagnien in einer Gesamtstärke von 7800 Mann aus.

Der Train besteht aus 13 Trainbataillonen (1 Gardebataillon) und 1 (heffischen) Trainabtheilung. Jedes Bataillon hat 2 Kompagnien und die Stärke eines solchen beträgt auf dem Kriegsfuß 30 Offiziere und 1455 Mann, was für die 13 Bataillone gegen 19,000 Mann ausmacht.

Die Kriegsstärke der norddeutschen Feldarmee beträgt an

Infanterie	368,000 Mann	in	368 Bataillonen,
Kavallerie	45,000	=	= 304 Eskadronen,
Artillerie	29,000	=	= 202 Batterien mit 1212 Gesch.,
Ingenieure	8,000	=	= 13 Bataillonen,
Train	19,000	=	= 13

zusammen 469,000 Mann mit 1212 Geschützen.

Wenn wir dazu die Offiziere, die Kolonnenabtheilungen, die Administrationstruppen etc. legen, erhalten wir für die Feldarmee eine Stärke von circa 550,000 Mann.

Außer der Feldarmee hat Norddeutschland bei einer Mobilmachung 186,000 Mann an Ersatztruppen, welche dazu bestimmt sind, den bei den Feldtruppen entfallenden Abgang zu decken. Die Ersatztruppentheile sind im Frieden nur zum Theil formirt — bei der Infanterie nicht — und es treten zunächst die zur Ersatzreserve übergegangenen Personen, sowie die unausgebildeten Rekruten des stehenden Heeres in dieselben ein; indessen können sie auch aus der Reserve des stehenden Heeres und der Landwehr kompletirt werden. Auch werden zeitweilig nicht dienstfähige Leute aus dem stehenden Heere an sie vorläufig überwiesen.

Zu Besatzungstruppen sind die Truppentheile der Landwehr bestimmt, welche bei der zweiten Augmentation sich auf 221,000 Mann belaufen.

Die Feldarmee ist also durchaus frei zu den eigentlichen kriegerischen Operationen zu gebrauchen und stets ist ihre Erhaltung auf der vollen Kriegsstärke durch wohlgeordneten Ersatz gesichert.

Das norddeutsche Heer kostet jährlich 67½ Mill. preuß. Thlr., für jeden Mann der Feldarmee macht dies 123 Thlr. aus.

Die Kavallerie verhält sich in Norddeutschlands Armee zu der Infanterie wie 1:8 und es kommen auf je 1000 Mann 2½ Geschütze.

X. Bayern. Hier herrscht wie in Norddeutschland die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung und die Dienstpflicht ist von der in Norddeutschland geltenden nur dadurch unterschieden, daß die Dienstzeit in der Reserve nur 3 Jahre beträgt.

Die Heeresorganisation ist der norddeutschen nachgebildet und im Wesentlichen dieser gleich. Die bayerische Armee ist in 2 Armee-corps zu 2 Divisionen eingetheilt.

Die Infanterie besteht aus 16 Regimentern zu 3 Bataillonen, von denen jedes 4 Kompagnien zu 250 Mann zählt, und 10 Jägerbataillonen zu 4 Kompagnien von derselben Stärke, im Ganzen also aus 58,000 Mann.

Die Kavallerie zählt 2 Kürassier-, 6 Chebeauxlegers- und 2 Manenregimenter, jedes zu 5 Eskadronen. Die Stärke einer Eskadron beträgt auf dem Kriegsfuß ungefähr 150 Mann und die Gesamtstärke der Kavallerie 7500 Mann, wovon jedoch nur 6000 zum Ausrücken bestimmt sind.

Die Artillerie zählt 4 Artillerieregimenter zu 8 Feldbatterien, 5 Fuß- oder Festungsbatterien und 1 Fuhrweiseskadron. Unter den 32 Feldbatterien sind 23 fahrende und 4 reitende. Die fahrenden Batterien sind theils sechs-, theils vierpündige; die reitenden haben nur vierpündige Geschütze. An Bedienungsmannschaften haben die Batterien ungefähr 150 Mann und die gesammte Feldartillerie also circa 4800 Mann.

Das eine Genieregiment besteht aus 2 Feldgenievidivisionen zu 3 Kompagnien, 4 Festungsgeniekompagnien und 1 Fuhrweisesabtheilung. Die 6 Feldkompagnien zählen zusammen 1200 M.

Die bayerische Armee beträgt auf dem Kriegsfuß also an

Infanterie	58,000 Mann	in	58 Bataillonen,
Kavallerie	6,000	=	= 40 Eskadronen,
Artillerie	4,800	=	= 32 Batterien mit 192 Gesch.
Genie	1,200	=	

zusammen 70,000 Mann mit 192 Geschützen.

Bayern gibt für sein Heer jährlich 8,570,000 preuß. Thlr. aus, wonach auf jeden Mann der Feldarmee 123 preuß. Thlr. kommen.

Die Kavallerie steht in der bayerischen Armee zur Infanterie im Verhältniß wie 1:9,7 und auf je 1000 Mann der Feldarmee kommen ungefähr 2½ Geschütze.

XI. Württemberg. Auch hier gilt die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung.

Die Präsenzzeit bei der Fahne darf, mit Ausnahme der Kavallerie, 2 Jahre nicht übersteigen.

Die württembergischen Truppen bilden eine Division, welche aus 3 Infanteriebrigaden, 1 Kavalleriebrigade und 1 Artilleriekommando besteht.

Die Infanterie ist 15,000 Mann stark und zählt 6 Regimenter zu 2 Bataillonen mit je 4 Kompagnien zu 250 Mann, und 3 Jägerbataillone zu 4 Kompagnien von gleicher Stärke.

Die Kavallerie ist 1800 Mann stark und hat 3 Reiterregimenter zu 4 Eskadronen, jede Eskadron im Felde ungefähr 150 Mann stark.

Die Artillerie besteht aus 3 Feldartillerieabtheilungen, jede zu 3 Batterien zu 6 Geschützen und 1 Festungsartillerieabtheilung zu 4 Batterien. Die Feldartillerie hat im Ganzen 54 Geschütze und 1800 Mann an Bedienungsmannschaften.

Das Genie bildet 2 Pionierkompagnien, jede zu 200 Mann.

Die württembergische Armee zählt auf dem Kriegsfuß an

Infanterie	15,000 Mann	in 15 Bataillonen,
Kavallerie	1,800	= = 12 Eskadronen,
Artillerie	1,800	= = 9 Batterien mit 54 Geschützen,
Pioniere	400	=

zusammen 19,000 Mann mit 54 Geschützen.

Das Kriegsbudget Württembergs beträgt 2,545,000 preuß. Thlr., wonach auf jeden Mann der Feldstärke 141 preuß. Thlr. kommen. Wenn wir die zur Feldarmee gehörenden Nonkombattanten mitrechnen, so erhalten wir eine Gesamtstärke von 22,110 Mann und es entfallen daher auf jeden von diesen 115 Thaler.

Die Kavallerie verhält sich zur Infanterie wie 1:8 und auf je 1000 Mann kommen ungefähr 3 Geschütze.

XII. Baden. Die Wehrverhältnisse in diesem Lande sind den norddeutschen durchaus analog geordnet. Die badischen Truppen bilden eine Division, welche in 3 Infanteriebrigaden, 1 Kavalleriebrigade und 1 Artilleriebrigade formirt ist.

Die Infanterie zählt 18,000 Mann in 6 Regimentern zu 3 Bataillonen mit je 4 Kompagnien.

Die Kavallerie ist 1800 Mann stark und hat 3 Regimenter Dragoner zu 5 Eskadronen, wovon 4 zum Ausrüden bestimmt sind.

Die Artillerie hat 1 Feldartillerieregiment mit 6 Fuß- und 1 reitenden Batterie, zusammen 42 Geschütze und 1 Festungsartilleriebataillon mit 5 Kompagnien.

Die Pioniere bilden 2 Kompagnien, zusammen 400 Mann.

Die Kriegsstärke der badischen Armee beträgt an

Infanterie	18,000 Mann	in 18 Bataillonen,
Kavallerie	1,800	= = 12 Eskadronen,
Artillerie	1,400	= = 7 Batterien mit 42 Geschützen,
Pioniere	400	= = 1 Bataillon,

zusammen 21,600 Mann mit 42 Geschützen.

Die badische Armee kostet jährlich 2,808,000 preuß. Thlr., für jeden Mann der Feldarmee macht dies 130 preuß. Thlr. Wenn wir die Nonkombattanten der Feldarmee hinzurechnen, so beläuft diese sich auf 26,929 Mann und jeder derselben kostet also 104 preuß. Thlr.

Die Kavallerie verhält sich zur Infanterie wie 1:10 und es kommen auf je 1000 Mann 2 Geschütze.

Die drei süddeutschen Staaten haben ebenso wie Norddeutschland bei einer Mobilmachung eine genügende Anzahl Ersatz- und Bejahungstruppen (letztere, die Landwehrtruppen, sind noch nicht ganz vollständig organisiert), um dadurch der Feldarmee die volle Benutzung aller ihrer Kräfte gegen den Feind zu gestatten.

Die Feldarmeen der drei süddeutschen Staaten machen zusammen eine Heeresmacht von 119,000 Mann aus, und wenn wir diese zu der norddeutschen rechnen, so erhalten wir eine Gesamtsumme von rund 670,000 Mann.

G. v. Sarauw.

N e k r o l o g .

Waden, Philipp, Oberst, ein Kämpfer aus den Freiheitskriegen, † am 24. Juni in Nordhausen. Geboren am 11. September 1786, machte er 1812 den Feldzug nach Rußland mit, gerieth bei Wilna in russische Gefangenschaft, trat zur russisch-deutschen Legion über, machte in derselben die Campagne in Norddeutschland und Holland mit und operirte 1814 bei der Einschließung von Antwerpen und Condé. Im Jahre 1815 focht er bei Egnath, Wavre und Jülich, wurde 1827 Hauptmann, 1831 Major und am 27. April als Oberstleutnant mit dem Ehrentitel als Oberst.

Ludwig, von, bekannter hannoverscher Generalleutnant a. D., † am 20. Juni in Lunenburg. Geboren 1787, machte

er 1805 und 1806 beim ersten leichten Bataillon der Königs-Herzog-Regiment die Expedition ins Hannoversche mit, theilhaftig sich 1807 an der Expedition nach Rügen und Seland und 1808 an den Expeditionen nach Schweden, Portugal und Spanien, wobei er an fast allen Gefechten Theil nahm. Im Jahre 1813 als Kapitän und Adjutant zur Bildung des Kiemannsberg'schen Jägercorps berufen, machte er sich um dieses hochverdient. Im Jahre 1814 ward er Divisionsadjutant, wohnte sämmtlichen Gefechten und Schlachten vor Hamburg, in Holstein, Brabant und Frankreich bei, ward 1836—48 Kommandeur des 5. Infanterieregiments und rückte 1848 an der Spitze einer Brigade in Holstein und Altendurg, 1849 in Schleswig-Holstein ein.

N e u e B ü c h e r .

Befestigungen im Feldkriege. Von A. Brialmont, übersetzt von B. v. Preßentin. Leibzig, Veit.